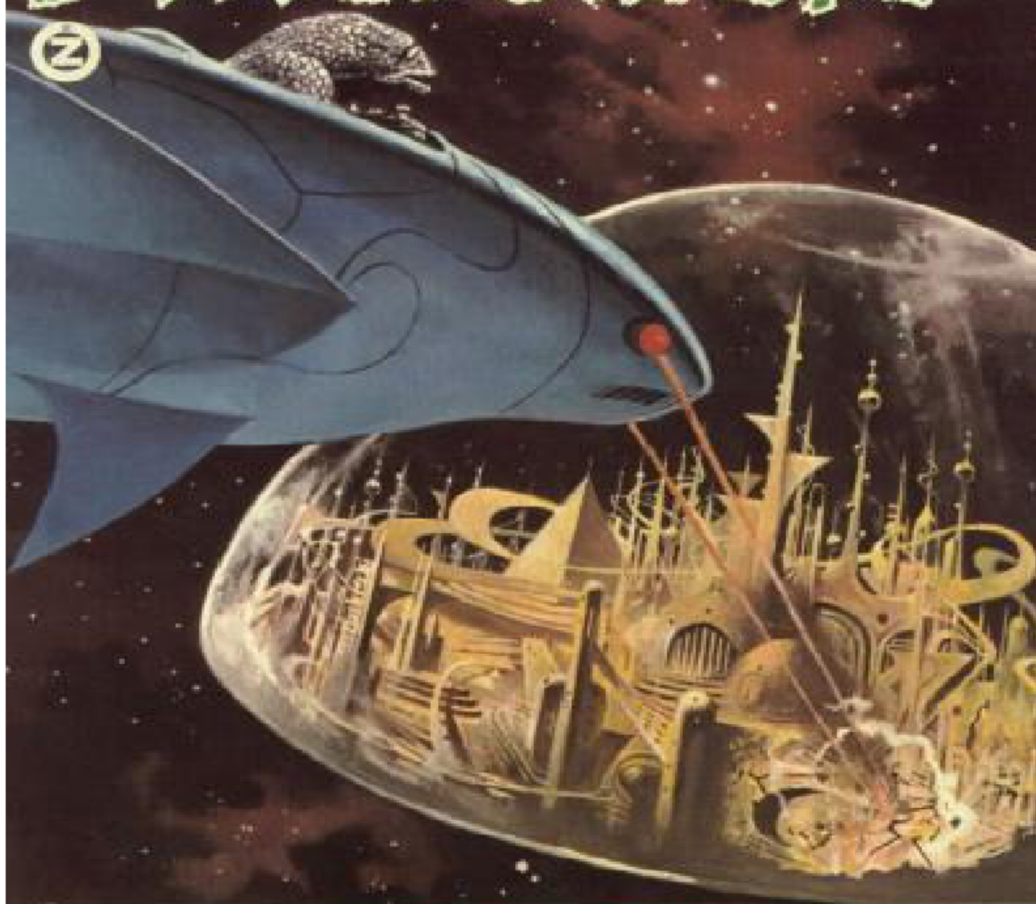
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 64

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr 1.50
Schwed. Kr. 3,50 incl. moms
Italien L 900; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Es erwacht der URSEN-WAHN



Nr. 64

Es erwacht der Ursen-Wahn

(2. Teil des Kh'or Shan-Zyklus)

Sie wurde seit Tagen beobachtet. Doch das wußte sie nicht.

Und so ereilte sie an diesem Abend ihr Schicksal…

Conchita Funchal kam wie immer mit dem Fahrrad durch die holprige, schmale Gasse mit den engbrüstigen Häusern. Die Straße mit dem groben Kopfsteinpflaster führte direkt zum Hafen.

Conchita arbeitete als Serviererin in einer kleinen Bodega am Rand der Altstadt.

Viele Touristen waren oft abends in diesen abseits gelegenen, verträumten Winkeln zu finden, und das Geschäft ging gut.

Immer dienstags verließ die junge Spanierin schon kurz nach neun das Lokal, um nach Hause zu fahren.

An allen anderen Tagen wurde es meist nach Mitternacht.

Conchita Funchal achtete nicht auf den Karren, der mit Trödlerkram beladen und vor den ein altersschwacher Esel gespannt war.

Die großen, wackeligen Räder ratterten auf dem unebenen Pflaster.

Der Trödler, ein älterer Mann, leicht vornübergebeugt, mit schmutziger Hose und einem zerknitterten Hemd bekleidet, schien in Gedanken versunken. Es entging ihm ganz offensichtlich die Radfahrerin, die die Straße herunterfuhr.

In der Nähe eines alten, unbewohnten Hauses, das zurückgebaut war und von dem aus ein baufälliger Torbogen in einen dunklen Hinterhof führte, geschah es.

Der Trödler kam mit dem Eselkarren aus der düsteren Seitengasse und versperrte der Radlerin den Weg.

Conchita Funchal mußte scharf bremsen, um nicht in voller Fahrt mit dem Karren zusammenzustoßen.

Die junge Serviererin konnte jedoch den Sturz nicht mehr aufhalten. Das Hinterrad rutschte ihr weg. Conchita fiel zu Boden. Mit vor Entsetzen geweiteten Augen sah sie das große, hölzerne Karrenrad direkt vor sich. Es bewegte sich auf sie zu!

Erst jetzt erblickte sie auf der breiten, überstehenden Bohle am Ende des Karrens einen Mann. Er hockte dort wie einer, der nur darauf gewartet hatte, daß es zu diesem Unfall kam.

Und genauso war es.

Conchita Funchal starrte in ein blasses, angespannt wirkendes Gesicht. Der Mann sprang von der Bohle – direkt auf sie zu.

Sie fand keinen Gelegenheit mehr zum Schreien und keine, um über das nachzudenken, was hier geschah.

Der Fremde hielt einen Wattebausch in der Hand. Ehe sie sich versah, drückte er ihr die Watte mitten ins Gesicht.

Sie wollte den Kopf wenden. Der scharfe Äthergeruch stieg in ihre Nase, in ihre Lungen und betäubte sofort das Gehirn.

Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte das junge Mädchen in

sich zusammen.

Der Trödler, der den Esel führte, und sein Begleiter arbeiteten Hand in Hand. Es schien, als führten sie eine solche Aktion nicht zum ersten Mal durch.

In unmittelbarer Höhe des baufälligen, dunklen Durchlasses wurde Conchita Funchal, die reglos und schlaff wie eine Puppe wirkte, von hinten in den Karren gezogen.

Dort zeigte es sich, daß unterhalb des aufgestapelten Trödlerkrams sich ein Hohlraum befand, der mit einer schmutzigen Wolldecke verhängt war.

Während der eine Mann sie in den dunklen Hohlraum zerrte, packte der andere blitzschnell ihr Rad und wuchtete es zu den anderen Dingen auf den Karren.

Dann packte er seinen Esel wieder an dem billigen Zaumzeug und zog ihn mit sich. Willig trottete das Tier weiter. Der beladene Karren ratterte auf dem Kopfsteinpflaster. Der Hohlraum unter dem aufgestapelten Trödlerkram war durch die Wolldecke wieder jeglicher Sicht entzogen.

Der ganze Vorfall hatte sich innerhalb weniger Sekunden abgespielt, ohne daß in der dunklen Gasse jemand Zeuge der Tat geworden wäre.

Alle Einzelheiten wiesen auf eine Entführung hin. Doch was für einen Sinn hätte sie ergeben sollen?

Conchita Funchal schlug sich recht und schlecht durchs Leben. Sie hatte weder reiche Eltern noch sonderlich begüterte Verwandte. Von ihr ein Lösegeld zu erpressen, war reiner Unsinn.

Es mußte etwas anderes dahinterstecken…

Die beiden als Trödler auftretenden Männer hielten sich erst seit kurzer Zeit in Marbella auf. Sie gingen einer seltsamen Beschäftigung nach.

Sie machten Geschäfte – mit dämonischen Wesen…

*

Ihr Ziel war der Hafen.

Hier lagert am Strand mehrere größere und kleinere Fischerboote, die zum Teil verwittert und unbrauchbar waren. Diese Ecke Marbellas fand sich in keinem Touristenprospekt und wurde von den Besuchern der Stadt oft nur durch einen Zufall entdeckt.

Kaum jemand kam hierher. Das nächste Wohnhaus lag mehr als einen Kilometer von den Fischerbooten entfernt.

Am Ende der langen Reihe lag ein größeres Fahrzeug. Die Deckaufbauten und der Schiffsrumpf waren verwittert und mit Schimmel überzogen. Kaum mehr zu erkennen waren die großen,

einst grünen Buchstaben, die verwaschen und blaß wirkten und den Namen ESMERALDA formten.

Der Strand lag wie ausgestorben. Über diesem abseits gelegenen, etwas unheimlich wirkenden Gelände spannte sich ein klarer, sternenübersäter Himmel, der sich im ruhigen Wasser spiegelte.

Die Luft war mild. Vom Meer her wehte eine frische Brise, die die Hitze des Tages vertrieb.

Der Mann, der den Esel führte, grinste breit.

Die anderen konnten zufrieden sein. Diesmal brachten sie drei mit. Was sie dafür erzielten, würde sich lohnen.

Ihre Auftraggeber hatten sich nie kleinlich gezeigt.

Was sie da machten, war gegen das Gesetz. Schon frühzeitig waren sie auch mit dem in Konflikt gekommen. Beide hatten es nie gelernt, sich in die Gesellschaft einzuordnen und auf normale und reelle Weise ihr Geld zu verdienen.

Mit Diebstählen am Strand hatte es begonnen. Auf ihr Konto gingen auch mehrere, bisher ungeklärte Einbrüche in Villen und Bungalows, die speziell von Touristen benutzt wurden. Da gab es immer mehr etwas zu holen. Fotoapparate, Radiogeräte, Kassettenrecorder, Schmalfilmkameras – Schecks und Bargeld. Die Menschen waren oft so leichtsinnig. Sie machten es den Dieben leicht.

Seit Jahren waren Filipe und Paco auf der Flucht vor der Polizei. In den verschiedensten Verkleidungen tauchten sie unverhofft in jeweils wechselnden Orten an der Costa Brava, Costa Blanca oder Costa del Sol auf, um ihrer verachtenswerten Tätigkeit nachzugehen.

Daß zu ihren Einbrüchen und Diebstählen auch mal Menschenraub hinzukam, hätten sie jedoch selbst nicht geglaubt.

Daß sie sich in ihrer Gesetzlosigkeit so steigerten, um sich zu bereichern, dazu hatte die Bekanntschaft mit einem Fremden geführt, den sie in einer Flamencobar in Estepona vor einem Jahr kennenlernten.

So lange ging das schon. Der Mann, der mit ihnen sprach, schien sich in der Unterwelt an den Südküsten des Landes hervorragend auszukeimen. Auf Anhieb konnte er die beiden zwielichtigen Gesellen für ein Geschäft anheuern, mit dem Filipe Bunuel und Paco Lanias bisher nichts zu tun hatten.

Das Angebot war verlockend. Die Ausführung nicht ganz ungefährlich und risikolos – aber dafür lockte bei Gelingen ein Lohn, wie man ihn nur bei ganz großen Coups erzielte.

Bunuel und Lanias sollten – Menschen rauben.

Erst war Filipe Bunuel skeptisch. Damit wollte er nichts zu tun haben. Aber Paco überredete ihn.

Beide hatten sich bei ihrem geheimnisvollen Auftraggeber, den sie mehrere Male in der gleichen Bar getroffen hatten, erkundigt, weshalb

sie Menschen überfallen, betäuben und hierher auf die ESMERALDA bringen sollten.

Doch der war nicht bereit, darüber nähere Auskünfte zu geben.

Es war Paco Lanias, als höre er noch jetzt die Stimme seines Gesprächspartners. »Fragen stellen schickt sich nicht, Senor. Das bringt Ihnen nichts ein. Tun Sie, was ich von Ihnen erwarte – und alles wird seine Wege gehen! Sie werden dabei nur Ihre Vorteile haben.«

Bunuel und Lanias lauerten einsamen Spaziergängern auf, überfielen, betäubten und brachten sie zur ESMERALDA. Alle Opfer mußten lebend abgeliefert werden. So hatte es ihr Auftraggeber verlangt.

Die beiden Gauner hatten sich anfangs oft Gedanken darüber gemacht, was für eine Bedeutung es wohl hatte, wildfremde Menschen an einen verabredeten Ort zu bringen und dafür Geld entgegen zu nehmen.

Doch die reichliche Geldflut betäubte die anfangs keimenden Skrupel.

Immer dreister gingen die beiden zwielichtigen Gestalten vor. Sie drangen in abseits gelegene Bungalows ein und überfielen Alleinwohnende oder Paare, die ihren Urlaub verbrachten.

Dabei ließen sie das Eigentum völlig außer acht. Die Polizei stand vor einem Rätsel. Seit jener Stunde, da Bunuel und Lanias für die fremde Macht tätig geworden waren, schnellte die Zahl der als vermißt gemeldeten Personen auf unnatürliche und erschreckende Weise in die Höhe.

Innerhalb der ersten dreißig Tage verschwanden in den kleinen und größeren Städten im Umkreis von fünfzig Kilometern rund um Estepona, Marbella und Fuengirola insgesamt zwanzig Menschen.

Die Suche nach ihnen blieb erfolglos. Die Polizei setzte eine Sonderkommission ein, ohne jedoch zu einem greifbaren Ergebnis zu kommen.

Seit fünf Monaten machten die beiden Verbrecher die Gegend unsicher. Dabei wechselten sie ständig ihre Arbeitsmethode.

Nachdem durch Polizeistreifen die Touristendörfer aufmerksam kontrolliert wurden, verlegten sie sich eine Zeit lang auf das Anhalten. Viele einsame Autofahrerinnen und Autofahrer gingen ihnen ins Netz. Im letzten Monat standen insgesamt siebenundachtzig Vermißte in den Akten der Polizei.

Menschen aller Nationalitäten waren betroffen. Da gab es Deutsche, Engländer, Holländer, Amerikaner, Franzosen und auch Spanier, die nicht wieder nach Hause zurückkehrten.

Weibliche und männliche Beamte der spanischen Kripo riskierten Köderdienste. Der oder die unheimlichen Entführer schienen jedoch genau zu wissen, daß ihnen eine Falle gestellt war. Die

ungeheuerlichen Verbrechen gingen weiter, als ob der Teufel selbst ihnen die günstigen Tips gäbe…

Noch fünfzig Meter bis zur ESMERALDA.

Der Esel hatte seine Last, den Karren durch den weichen Sandstrand zu ziehen.

Die Räder hinterließen tiefe Furchen. Doch beim nächsten Regen würden sie wieder verschwinden, als wären sie nie gewesen.

Bunuel schlug die zerfranste Wolldecke zurück und starrte in die Nacht. Der blasse Mann wirkte nervös und beobachtete mit fiebrig glänzenden Augen die nähere Umgebung.

Es schien wieder mal gut zu gehen. Dies war beinahe schon unheimlich genug. Heute abend machten sie mit den drei Opfern, die sie im Wagen hatten, die verabredete Zahl von hundert voll. Damit würde ihr Auftrag enden.

Bunuel war nervöser als sonst. Wahrscheinlich hing das damit zusammen, daß nun endgültig Schluß sein sollte, und er hoffte, daß auch diese letzte Tour noch mal erfolgreich abgeschlossen werden konnte.

Sie brachte ihnen nämlich die letzte große Zahlung. Wenn sie nachher die ESMERALDA verließen, würden sie reich sein. Jeder von ihnen würde im Besitz von einer Million Dollar sein. Daß es sich um kein leeres Versprechen handelte, bewiesen die Geldscheine, die sie an mehreren Orten, die nur ihnen bekannt waren, versteckt hatten.

Für die Flucht aus Spanien war alles vorbereitet. Falsche Pässe mit falschen Namen lagen bereit, die Flugtickets ebenfalls. Irgendwo in Südamerika galt es unterzutauchen.

Filipe Bunuel nagte an seiner schmalen Unterlippe. Alles war so wie immer. Diesmal hatten sie sich den Trick mit dem Eselskarren einfallen lassen. Der war gar nicht so schlecht. Zeit genug zum Üben hatten sie auch gehabt.

Der feuchte Sandboden knirschte unter den Rädern. Der leise säuselnde Wind, das monotone Rauschen der Wellen, die an Land spülten, waren die einzigen und vertrauten Geräusche.

Keine Gefahr…

Bunuel kroch weiter nach vorn und warf einen Blick in den düsteren Hohlraum unter dem Trödlerkram, wo drei Menschen wie schlafend lagen. Sie waren in dunkle Planen eingewickelt und verschnürt wie Pakete.

Keiner von ihnen merkte etwas. Die Narkose würde einige Stunden halten.

Sie erreichten die ESMERALDA.

Paco Lanias klopfte mit der rechten Faust einmal kurz gegen den Bug des alten Fischerbootes.

Dann folgten Stille und Abwarten.

Niemand hätte vermutet, daß in dem großen Bauch des Schiffes sich jetzt jemand aufhielt. Und doch war es so. Von innen her wurde das Klopfzeichen erwidert.

Filipe Bunuel ging aus der Hocke heraus und stellte sich aufrecht. Er überragte den Trödlerkram um Haupteslänge und konnte von hier aus bequem das Schiffsdeck erreichen.

Wortlos spielte sich zwischen den beiden Männern der gleiche Vorgang ab, wie in vielen Nächten davor.

Lanias ging um den Wagen herum und zog einen Narkotisierten nach dem anderen aus dem dunklen Versteck.

Gemeinsam hievten die beiden Männer ihre Last über die Reling und schleiften die Bewußtlosen dann über die rauhen Planken.

Unweit der Kabine öffnete sich ein Schacht, der nach unten führte. Der dunkle Kopf eines Mannes erschien. Es war der Fremde, den sie zum ersten Mal in der Flamencobar in Estepona getroffen hatten.

Mit stillem Nicken begrüßte er die beiden Ankömmlinge. Er war ihnen behilflich, die Opfer in den Bauch des Schiffes zu schaffen.

Dies war innerhalb von fünf Minuten erledigt.

An Bord hielten sich mehrere Menschen auf. Bunuel und Lanias nahmen die dunklen Gestalten nur schemenhaft war. Im Innern der ESMERALDA rumorte es. Die Besatzung hatte im Maschinenraum zu tun. Offenbar wurde alles für die kurz bevorstehende Abfahrt vorbereitet.

Die beiden Gangster trafen sich mit ihrem Auftraggeber in einer kleinen Kabine, die mit dem Notdürftigsten eingerichtet war.

Es gab darin nur einen klobigen Tisch, mehrere hölzerne Sitzgelegenheiten und eine Bank.

Spuren wiesen daraufhin, daß das Schiff vor gar nicht allzu langer Zeit im Innern umgebaut worden war.

Unter der Bank stand eine Truhe, die der Fremde nach vorn zog.

Bunuel und Lanias sahen sich an.

»Ich hoffe, daß wir zu Ihrer Zufriedenheit gearbeitet haben«, bemerkte Filipe Bunuel leise.

Sein Gegenüber, der ihnen bisher immer prompt die Geldscheine auf den Tisch gezählt hatte, nickte.

Der Mann war schätzungsweise Mitte Vierzig, hatte schwarzes, dichtes Haar, ein kräftiges Kinn und eine kühn geschwungene Nase.

»Ich bin mit eurer Arbeit wie immer sehr zufrieden«, entgegnete er.

Sie kannten nicht mal seinen Namen.

»Irgendwie bedauere ich es, daß unsere Geschäftsverbindung nun endet…«, fügte er hinzu, ohne den Blick zu heben. Er öffnete das Schloß an der Truhe. Darin befand sich das Geld. Bunuel und Lanias wußten es aus Erfahrung.

Sauber gebündelte, amerikanische Dollarnoten. So war es bisher

immer gewesen…

»Erlauben Sie eine Frage?« wagte Bunuel sich bemerkbar zu machen.

»Aber selbstverständlich«, erwiderte der Fremde.

»Warum ausgerechnet – hundert Menschen?«

»Weil wir genau hundert brauchen.«

»Wer ist ›wir‹? Ich denke, wir haben uns in den letzten Monaten so gut kennengelernt, daß Sie uns diese Frage doch beantworten könnten. Finden Sie nicht auch?«

»Richtig. Ich könnte schon – aber ich möchte nicht!«

Damit war alles gesagt.

Der Sprecher hob den Blick. Die Augen schimmerten blaugrün und strahlten eine seltsame Kälte aus. Selbst diesen beiden abgebrühten Gestalten lief ein Schauer über den Rücken, als sie dem Blick begegneten.

Paco Lanias warf Bunuel einen sträflichen Seitenblick zu. Er billigte nicht die Neugierde seines Kumpans. Ihm war dies alles ziemlich egal. Die Hauptsache war, daß das Geld stimmte. Und dann würden sie von hier verschwinden. Für immer. Langsam wurde der Boden doch zu heiß…

Der Mann hinter dem Tisch klappte die Truhe auf. Leise quietschten die Scharniere.

Der Fremde bückte sich und griff in die Truhe. Bunuel stellte sich auf die Fußspitzen, um einen Blick über die Tischplatte zu erhaschen. Er erwartete die gebündelten Dollarnoten.

Doch die lagen diesmal nicht in der Truhe.

Ehe Bunuel und Lanias begriffen, was geschah, hielt der Mann eine Pistole auf sie gerichtet.

»Was soll das?« fragte Filipe Bunuel heiser. »Lassen Sie den Unsinn!«

Er war kreideweiß, und die Lippen in seinem Gesicht bildeten einen schmalen Strich.

Lanias schluckte. »Warum tun Sie das? Was haben wir verbrochen, daß Sie uns bedrohen?«

Die beiden Spanier starrten auf die Pistole. Die sah nicht so aus, wie normalerweise eine Pistole hätte aussehen müssen.

Sie hatte einen langen und für Bunuels und Lanias' Begriffe sehr dünnen Lauf. Oberhalb des Griffes gab es zwei flügelähnliche Ansätze, die fast die Hand des Schützen bedeckten.

Nie zuvor hatten sie eine ähnliche Waffe gesehen.

»Euer Auftrag ist zu Ende«, klirrte die Stimme des Mannes, der ihnen nie seinen Namen genannt hatte. »Wir brauchen euch nicht mehr! Damit ist es auch nicht notwendig, daß ihr zurückkehrt…«

»Aber bisher ging doch immer alles glatt über die Bühne«, stieß

Filipe Bunuel hervor. »Du kannst uns doch nicht einfach hier niederknallen… wir haben doch bewiesen, daß auf uns Verlaß ist.«

Die Hände des Spaniers begannen zu zittern.

»Richtig! Aber wer gibt uns die Gewähr, daß ihr auch weiterhin so verschwiegen bleibt?« Der Sprecher blickte von einem zum anderen. Das kalte Glitzern in den Augen sagte mehr als tausend Worte. Bunuel und Lanias – lasen darin ihren Tod.

Filipe Bunuel schüttelte heftig den Kopf. »Wir sind verschwiegen wie ein Grab…«

»Ihr seid es nur, wenn wir euch hier behalten. Das war stets unsere Methode. Wir haben euch gebraucht – ihr wart unser Werkzeug. Die Zeiten haben sich geändert! Wir müssen jetzt vorsichtiger sein…«

»Das ist euer gutes Recht. Aber es hat nichts mit uns zu tun.«

Der Mann hinter dem Tisch mit der Waffe nickte.

»Doch. Irgendwann wird der Tag kommen, da ihr euch erinnern werdet, wie alles gewesen ist. Und selbst wenn das nicht der Fall sein sollte – wir tun grundsätzlich, was wir tun müssen. Es gibt keinen Grund, daß ihr dorthin zurückkehrt, woher ihr gekommen seid. Und ich kann bei dieser Gelegenheit eure Neugierde befriedigen. Ihr wolltet immer wissen, für wen ihr arbeitet. Nun – so schaut es euch an…«

Mit diesen Worten hob der Fremde seine linke Hand und griff sich mitten ins Gesicht. Deutlich war zu sehen, daß er die oberste Schicht seines Antlitzes ablöste wie eine Schlange, die sich häutete.

Sein menschliches Aussehen – existierte nicht mehr. Es war nur Maske!

Unter der Maske aber wurde ein fischgesichtiges Wesen sichtbar mit starren, hervorquellenden Augen und einem breiten Fischmaul. Die Gestalt – war ein Urse! Doch davon hatten Bunuel und Lanias nie etwas gehört…

*

Ihre Kopfhaut zog sich zusammen, als ob sie jemand mit einer Rasierklinge streife.

Dann drückte der Urse ab.

Die Waffe gab ein leises, zischendes Geräusch von sich. Eine hauchdünne, gefiederte Nadel löste sich heraus und bohrte sich in Bunuels Brust.

Lanias reagierte eine Zehntelsekunde schneller als sein Kumpan. Er ging in die Hocke und warf sich gegen den klobigen Tisch. Doch auch das konnte seil. Schicksal nicht mehr beeinflussen.

Der Urse ging blitzschnell zurück. Der Tisch rutschte an ihm vorbei, ohne ihn zu berühren.

Ein zweites Mal krümmte sich der Zeigefinger des Außerirdischen um den Abzugshahn. Ein zweites Mal löste sich aus der Mündung ein winziger nadelfeiner Pfeil.

Er traf Lanias mitten zwischen die Schulterblätter.

Der Getroffene riß die Arme empor. Es sah aus, als ob er von unsichtbaren Fäden in die Höhe gezogen würde.

Er öffnete den Mund zum Schreien. Doch kein Laut kam über seine Lippen.

Lautlos sackte er in die Knie und blieb reglos am Boden neben seinem Kumpan liegen.

Im gleichen Augenblick öffnete sich hinter ihnen die Tür der kleinen Kabine. Zwei, drei Gestalten huschten in den Raum.

Sie sahen genauso aus wie der Mann, der geschossen hatte. Es handelte sich um fischgesichtige Ursen.

»Nehmt sie mit und schafft sie dorthin, wo die anderen sind«, sagte der Schütze mit kalter Stimme. »Sie werden uns auf diese Weise noch einen zusätzlichen Dienst erfüllen…«

Filipe Bunuel und Paco Lanias wurden gepackt und hinausgetragen in den engen, dunklen Korridor, hinüber in einen großen Laderaum, wo noch mehrere, in Planen eingewickelte und verschnürte Menschen wie Pakete lagen.

Das Schicksal, das die beiden üblen Subjekte in ihrer Geldgier anderen Menschen zugedacht hatten, wurde nun zu ihrem eigenen…

Nur zehn Minuten später wurden die Motore der ESMERALDA angeworfen. Der Maschinenraum hallte wider vom Dröhnen. Das alte, klapprige Schiff wurde von mehreren Ursen gleichzeitig aus dem seichten Wasser in tieferes Gewässer geschoben, dann konnten die Flügelschrauben fassen. Date Fischerboot, dessen Rumpf mit Schimmel besetzt war, schaukelte auf den Wellen und nahm Fahrt auf.

Immer mehr entfernte es sich vom ufernahen Raum.

Es hatte keine Positionslichten gesetzt und tauchte ein in die Dunkelheit wie ein Schatten.

Wäre jemand auf den Gedanken gekommen, jetzt einen Blick über die Reling zu werfen, dann hätte er auf alle Fälle die dunkle Gestalt wahrgenommen, die wie eine Klette am Rumpf des Schiffes klebte.

Von dem Mann, der sich an den Schiffsrumpf krallte, war nur die glänzende Glatze zu sehen, die nackten, muskulösen Schultern und Arme.

Die ganze Zeit über hatte hier jemand in unmittelbarer Nähe der ESMERALDA gelauert und auf seine Chance gewartet.

Die bekam er jetzt. Als das Schiff in tiefere Gewässer vordrang,’ erklomm der Lauscher lautlos und katzenhaft die unebene Schiffswand. Dem kräftigen Mann, auf dessen nackter, feuchter Haut das Licht der Sterne reflektierte, traute man eine solche Beweglichkeit

und Elastizität gar nicht zu.

Er war mindestens zwei Zentner schwer und zwei Meter groß.

Dieser Mann war – Rani Mahay, der Koloß von Bhutan.

*

War es ein Traum? War es Wirklichkeit?

Björn Hellmark starrte die Frau an, die auf dem geheimnisvollen Thron saß, der von vier Feuermenschen getragen wurde.

War es wirklich Carminia Brado, die Frau, die er liebte? Oder – nur ein Trugbild der Dämonen, die ihn verwirren, ängstigen und unfähig zur Aktion machen wollten?

Seine Erfahrungen mit den Mächten der Finsternis hatten mehr als einmal gezeigt, daß die Kräfte, die Molochos, der Dämonenfürst, ihm entgegenschleuderte, gewaltig waren.

Björn schluckte. »Carminia?!« entrann es seinen Lippen. Er konnte den Blick nicht wenden von der Frau, die kühl und abweisend auf ihn herabschaute, als wäre er ein Fremder. »Carminia – bist du's wirklich?«

Sie zog kaum merklich die Augenbrauen empor. »Ich weiß nicht, von wem du redest. Du scheinst mich mit jemand zu verwechseln.« Jedes Wort, das aus ihrem Mund kam, traf ihn wie ein Hammerschlag.

Hellmarks Inneres war aufgewühlt. Eine Situation wie diese hatte er in solcher Schärfe noch nie erlebt. Unter ›normalen‹ Umstanden wäre es ihm noch möglich gewesen, seinen Doppelkörper Macabros entstehen zu lassen und diesen nach Marlos, der unsichtbaren Insel, zu senden. Dort mußte Carminia sich aufhalten. Nur dort hätte er jetzt nachprüfen können, ob sie auch noch da war. Aber diese Möglichkeit war ihm genommen. Seit er sich auf der rätselhaften Insel Kh'or Shan befand, die hinter einem anderen dimensionalen Vorhang lag, hatten sich Veränderungen mit ihm vollzogen.

Oben zwischen den Kratern, Feuerseen und zischenden Spalten einer unfreundlichen Welt war es ihm noch möglich gewesen, Macabros entstehen zu lassen. Seit er jedoch den fauchenden Schacht passiert und die unterirdische Halle erreicht hatte, war ein Teil seiner Fähigkeiten verlorengegangen. Auch das Schwert des Totengottes, mit dem er bisher erfolgreich gegen seine Feinde angetreten war, richtete nichts aus gegen die Feuermenschen.

Hunderte der unheimlichen Gestalten umringten sie. An Flucht war nicht zu denken. Wohin hätten sie sich auch wenden sollen?

Nicht nur die unterirdische Halle, sondern die ganze Welt hier war eine einzige Falle. Es gab eindeutige Hinweise dafür, daß schon mehr Menschen – außer Susan Andrews, die sich in seiner Begleitung befand, und ihm – den Dimensionsvorhang passiert hatten. Und alle

waren – zu Feuermenschen geworden. Offenbar war das die einzige Möglichkeit, dieses Volk zu stärken. Es war ein typisches Beispiel dafür, daß gefährliche Mächte und magische Kräfte am Werk waren.

Björn hielt das Schwert des Toten Gottes in der Rechten. Mit der Linken tastete er unwillkürlich nach dem kleinen Lederbeutel an seinem Gürtel. Darin befand sich das Fläschchen mit dem Trank der Siaris. Der hatte seine Wirkung erstaunlicherweise einwandfrei gezeigt. Aber auch das war noch oben geschehen, unmittelbar nach seinem Eindringen durch den anders dimensionierten Nebelvorhang. Susan Andrews, die junge Jazzsängerin aus Honolulu, die bei dem Versuch, in einem Freiballon mit ihrem Freund den Pazifischen Ozean zu überqueren, auf der Feuerinsel gestrandet war, sollte – wie ihr Begleiter – zu einem Feuermenschen werden.

Hellmark war hinzugekommen, als sich das Gewebe Susan Andrews’ in feurige Flammenzungen umwandelte. Diese Veränderung ging sehr rasch vonstatten, und er wußte sich keinen anderen Rat mehr, als den Trank der Siaris einzusetzen. Ein einziger Tropfen schon hatte genügt, um das dämonische Feuer zurückzudrängen und an seiner weiteren Entfaltung zu hindern.

Nur Björns entschlossenem Eingreifen hatte Susan es zu verdanken, daß sie jetzt noch ihr normales, menschliches Aussehen besaß.

Das junge Halbblut drängte sich schutzsuchend an ihn.

»Wann endet dieser Alptraum endlich, Björn?« kam es matt über die Lippen der Frau. »Was hat das alles zu bedeuten? Was für einen Sinn ergibt es nur?«

»Für alles gibt es einen Sinn, auch wenn man ihn nicht durchschaut«, entgegnete der blonde Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht. »Man muß nur genügend Zeit haben, um bestimmte Dinge zu ergründen. Es fragte sich nur, ob diese Zeit uns zur Verfügung steht…«

Der Kreis der Feuermenschen rückte näher. Hellmark erkannte, daß viele darunter waren, die seltsame, lassoähnliche Gebilde in der Hand hielten. Diese Schnüre waren mit erbsengroßen, grauen Kugeln besetzt.

In den Feuerhänden der Bestien verglühten die Lassos nicht.

Die vier Feuergestalten, die Carminia Brado mit dem steinernen Thron aus der düsteren, unbekannten Tempelöffnung gebracht hatten, setzten diesen nieder.

Die Luft hier unten war stickig und heiß. Den Menschen perlte der Schweiß auf der Stirn. Nur Carminia Brado machte dabei eine Ausnahme.

Ihre Haut war glatt und trocken, und sie schien sich hier im Kreis der unheimlichen Wesen wohl zu fühlen.

Rätsel über Rätsel…

Björn zermarterte sich das Gehirn. Er fragte sich, wie dies wohl alles zustande kam.

Die schöne Frau mit dem blauen, durchsichtigen Gewand auf dem Thron lächelte überheblich. »Wenn auch du mich verwechselst, wenn auch du mich noch nicht kennst – du bist mir kein Unbekannter. Ich kenne dich – Kaphoon, Sohn des Toten Gottes…«

Diese Worte versetzten Hellmark einen Stich in die Brust.

Sie sprach ihn mit seinem Namen Kaphoon an. Den hatte er getragen – vor mehr als zwanzigtausend Jahren, als geheimnisvolle Dinge auf Xantilon geschahen, an die er sich nicht genau erinnern konnte. Er erschrak. War mit dem Passieren des Nebelvorhangs mehr geschehen, als er bisher vermutet hatte? Konnte es sein, daß er den Sprung in eine ferne Vergangenheit gemacht hatte, wo der Name Kaphoon ein Begriff gewesen war?

Alles wies darauf hin.

Hatte es in jener Zeit schon mal eine Frau gegeben, die – seiner Carminia so frappierend ähnlich sah?

Nur so konnte es sein. Eine andere Erklärung konnte er vorerst nicht finden.

Der Kreis der Feuerbestien wurde enger. Die zuckenden Flammen auf der Oberfläche der Körper wurden größer. Manchmal sah es so aus, als ob sich eine Feuerspitze löse, um auf sie – die beiden Menschen – überzuspringen wie ein Funke und auch sie zu entzünden.

»Wer bist du?« fragte Hellmark mit heiserer Stimme. »Wenn du nicht die bist, für die ich dich halte – wie nennst du dich dann?«

Das Gesicht der Frau auf dem Thron verfinsterte sich.

Im gleichen Augenblick gellte ein Aufschrei durch die Halle. Ein Zischen… Zwei, drei der Lassoschwinger setzten die seltsamen Waffen ein.

Sie beherrschten sie virtuos.

Die mit den schweren Kugeln versehenen Schnüre schlangen sich blitzschnell um Hellmarks Beine, ehe er einen Schritt zur Seite machen konnte. Dann erfolgte ein kurzer, scharfer Ruck. Björn taumelte. Ihm wurden die Beine unter dem Leib weggerissen, und er stürzte zu Boden.

Im Fallen noch wirbelte er herum und riß sein Schwert empor. Er wußte, daß ein Kampf unter diesen Umständen aussichtslos war. Es würde ihm vielleicht gelingen, mit dem magischen Schwert aus Xantilon einen Teil seiner Widersacher kurzfristig zurückzuschlagen. Doch vernichten konnte er sie nicht. Erstaunlicherweise war es lediglich möglich, die verderbenbringenden Feinde nur kurzzeitig außer Gefecht zu setzen, ehe die sich wieder erholten, um sich dann erneut auf ihn zu stürzen.

Das Schwert bekämpfte das Böse an sich. Und nur in seiner Hand

konnte es seine Wirkung entfalten.

Daß er mit der sonst so zuverlässigen Waffe nun so wenig ausrichten konnte, hing dies etwa damit zusammen, daß die meisten Gestalten, die als Feuermenschen auftraten, in Wirklichkeit gar nicht zum Volk der Feuerbestien gehörten? Sie waren aus Menschen entstanden…

Es blieb ihm keine Zeit, über dieses Phänomen nachzudenken.

»Wie kannst du es wagen, mich respektlos mit ›du‹ anzureden?« Die Frau auf dem Thron sagte es mit klarer, kühler Stimme. »Ich könnte dich auf der Stelle hinrichten lassen. Aber das wäre zu einfach. Sequus, der Herr – soll dich kennenlernen. Er erfüllt Rha-Ta-N'mys Wille im ›Tempel der Glückseligkeit‹. Wir kennen deine Heldentaten, Kaphoon. Doch hier in Kh'or Shan, wo ich, Loana, uneingeschränkt herrsche, wirst du damit nicht glänzen können.«

Björn wollte aufstehen. Erschrocken mußte er feststellen, daß er sich seltsam kraftlos fühlte.

Jene Stellen an seinen Beinen, wo die Lassos ihn wie strammsitzende Gummibänder einengten, fühlten sich taub und blutleer an.

Die Kraftlosigkeit von seinen Beinen stieg langsam wie ein schleichendes Gift in höhere Partien seines Körpers.

Er konnte nicht verhindern, daß mehrere Feuermenschen Susan Andrews von ihm abtrennten und – berührten!

Die Frau schrie panikerfüllt auf und schlug um sich.

Da nahm Björn Hellmark alle seine Kraft zusammen. Er riß das Schwert des Toten Gottes hoch und führte es mit harter Hand einmal schwungvoll im Kreis herum.

Die Spitze der Waffe berührte die feurigen Rücken jener, die Susan Andrews umringten, und die Bäuche der anderen, die sich in unmittelbarer Nähe befanden.

Die züngelnden Flammen auf den Leibern verloren etwas von ihrer Intensität und Größe. Die Bewegungen der Feuermenschen erlahmten. Dies war ein Zeichen dafür, daß das Schwert eine gewisse Wirkung entfaltete. Aber innerhalb der nächsten drei bis vier Minuten würden jene von der Schwertspitze berührten Gestalten ihre volle Aktivität zurückgewinnen.

Er konnte das Schicksal Susan Andrews' nicht mehr beeinflussen.

Loana, die Herrscherin mit dem Aussehen Carminia Brados, hob kaum merklich die rechte Hand.

Auf dieses Zeichen hin reagierten mehrere ihrer Untertanen sofort.

Fünf, sechs lösten sich aus den Reihen und nahmen die Stellen derjenigen ein, die Hellmark mit dem Schwert berührt hatte. Susan Andrews befand sich mitten im Kreis der Feurigen. Was das erste Mal durch Björn Hellmarks entschlossenes Eingreifen verhindert werden

konnte, erfüllte sich nun.

Im Kreis der flammenden Gestalten wurde Susan Andrews selbst zu einer lodernden Fackel. Sie verbrannte nicht. Ihr Gewebe, ihr Körper nahmen nur ein anderes Erscheinungsbild an.

Susan Andrews – verlor ihr Menschsein…

*

Hellmark hockte am Boden.

Der Atem des sonst so mutigen Kämpfers ging schnell und flach. Diese verdammten, mit Kugeln besetzten Schnüre! Sie saugten Kraft und Energie aus seinem Leib.

Noch mal gelang es ihm, das Schwert des Toten Gottes in die Höhe zu reißen. Aber seine Bewegung war schon zu schwach und erfolgte zu langsam, so daß die, die ihn umringten, ohne Schwierigkeit zurückweichen konnten, um der Berührung aus dem Weg zu gehen.

Weitere Schnüre zischten durch die Luft. Mit außergewöhnlicher Treffsicherheit fanden sie ihr Ziel. Sie schlangen sich um seine Oberarme, seine Armgelenke und seine Brust.

Es gelang Hellmark, durch zwei, drei geschickt geführte Schläge die kugelbesetzten Schnüre zu durchtrennen. Schlangengleich wandten sich die abgetrennten Teile über den glatten Boden, als ob sie über eigenständiges Leben verfügten.

Dabei schrumpften sie und verdorrten wie Halme, die urplötzlich in den Strahlungsbereich einer außergewöhnlichen Hitzwelle gerieten.

»Auch du wirst zu meinem Untertan werden, Kaphoon. Auf diese Stunde hab’ ich lange gewartet«, machte Loana, die Herrscherin auf dem Feuerthron, sich wieder bemerkbar. Ihre Stimme drückte den Triumph aus, den sie empfand. »Seit jeher sind wir Todfeinde. Eine Zeitlang sah es so aus, als ob es dir gelänge, das Tor nach K’hor Shan ein für alle Mal zu schließen. Doch nun zeigt sich, daß du nicht so geschickt vorgegangen bist, wie ich es ursprünglich von dir erwartet habe. Die Stunde deines Todes ist nahe. Doch du wirst nicht so verlöschen wie jene, die mir dienen. Du sollst den – ewigen Tod sterben! Und Sequus wird triumphieren!«

Björn Hellmark lag am Boden. Verzweifelt bemühte er sich, der Schwäche Herr zu werden, die seine Glieder bleischwer werden ließ.

Mehr als einmal versuchte er, Macabros entstehen zu lassen in der Hoffnung, daß es ihm in der Verzweiflung und Todesangst doch noch gelänge.

Doch dies war nicht der Fall.

Wie aus weiter Ferne vernahm er die Worte Loana – Carminias. Er dachte an die Hilfsmittel, die er in dem Lederbeutel mitgebracht hatte oder die zum Teil in seiner Hosentasche steckten.

Die Dämonenmaske…

Der Trank der Siaris…

Velenas Armreif! Der war ihm am nächsten. Er umschloß noch sein Armgelenk. Wenn er ihn nur ganz kurz drehte, konnte er, wie vorhin auf dieser ungastlichen Welt, sich unsichtbar machen!

Doch selbst dazu fehlte ihm die Kraft.

Es schien, als ob ein Zentnergewicht an seinen Fingern hänge, die er mühsam über den Boden schob, um seine andere Hand zu erreichen.

Seine Widersacher rissen an den Schnüren, die ihn fesselten und seine Energie auslaugten.

Hellmark konnte auch das Schwert des Toten Gottes nicht mehr halten. Es blieb an der Stelle liegen, während er mehrere Meter weit über den Boden gezogen wurden. Direkt vor die Füße Loana – Carminias. Vor die unterste der sieben Stufen…

Er nahm seine Umgebung nur noch wie durch einen dichten Schleier wahr.

Fragen über Fragen peinigten sein fieberndes Gehirn. Wenn diese Welt dämonischen Ursprungs war – und so vieles sprach dafür –, dann war es ihm ein Rätsel, weshalb er sich nicht zur Wehr setzen konnte, weshalb die Waffen, die er besaß, versagten.

Wenn sie nicht dämonischen Ursprungs war – und nichts sprach dafür –, dann fragte er sich, weshalb man hier Menschen als Feinde behandelte und nicht erst herauszufinden versuchte, weshalb sie in diese Lage geraten waren…

Eine Welt voller Widersprüche!

Doch gerade die Widersprüche waren ein Zeichen dafür, wie intensiv finstere Mächte hier einwirkten.

Schweiß brach ihm aus allen Poren. Eine erschreckende Schwäche ergriff seinen ganzen Körper.

Er konnte nicht mehr richtig hören, nicht mehr richtig sehen.

Hilflos wie ein neugeborenes Kind tastete er nach der untersten Stufe des Thrones, als beabsichtige er, die einzelnen Stufen emporzuklimmen.

Da kam es ihm so vor, als ob im Mittelpunkt jeder der sieben Stufen ein geheimnisvolles Leuchten zu erkennen wäre.

Es glomm rot – wie ein Auge, das langsam an Klarheit gewann.

Rot – wie ein Rubin!

Er wurde sofort an etwas erinnert.

An die Augen des schwarzen Manja!

Sieben Stufen… sieben Siegel… sieben Augen…

Erregung packte ihn.

Es war ihm prophezeit, daß er sieben Augen des schwarzen Manja finden müsse, um ein großes Geheimnis Molochos' zu lösen. Drei der

faustgroßen Rubine befanden sich in seinem Besitz. In seiner Trophäensammlung in der Geisterhöhle auf Marlos wurden sie aufbewahrt.

Wenn er auf Anhieb vier weitere Manjaaugen erringen könnte, wäre dies ein gewaltiger Schritt vorwärts. Dann nämlich hielt er einen Schlüssel in der Hand, der Molochos, dem Dämonenfürsten, Kraft und Ansehen kosten würde.

Aber – was war das?

Während sein Aufnahmevermögen weiter eingeschränkt wurde, entging ihm jedoch nicht die dunkle, offensichtlich später ausgebesserte Mulde direkt in der Mitte der untersten Stufe zum Thron.

Dort schimmerte es nicht rot. Hier fehlte etwas. Das Auge des schwarzen Manja – das erste Siegel, von dem im Zusammenhang mit der rätselhaften Insel Kh'or Shan die Rede gewesen war?

Dann nahm er überhaupt nichts mehr wahr. Sein Organismus versagte ihm den Dienst.

Reglos blieb Björn Hellmark an der untersten Treppe zum Thron liegen.

Um Carminia Brados spielte ein triumphierendes Lächeln.

Sie erhob sich. Wie eine Königin schritt sie eine Treppe nach der anderen nach unten. Das wallende, durchsichtige, königsblaue Gewand raschelte leise bei jedem Schritt.

Carminia Brado ging so weit nach unten, daß sie ihren rechten Fuß auf Hellmarks zusammengesunkenen Körper setzen konnte.

»Welch ein Sieg«, murmelte sie. »Kaphoon, der Namenlose, Kaphoon, der Sohn des Toten Gottes – in meinem Reich! Wer hätte gedacht, daß ich Rha-Ta-N'my und Molochos jemals dieses großartige Opfer darbringen könnte…« Triumphierend blickte sie sich in der Runde um.

Dann nickte sie kaum merklich. »Schafft ihn weg! In den Tempel. Ich möchte sehen wie Sequus reagiert, wenn er wieder erwacht.«

Die mit den Kugeln versehenen Schnüre um Hellmarks Körper wurden strammgezogen. Fünf Feuermenschen aus Kh'or Shan schleiften ihn wie eine Last über den Boden. Sie näherten sich dem riesigen, aufgerissenen Maul des Tempels, der in Form eines Schädels gestaltet war.

Von ihrem Thron aus blickte Carminia Brado, die sich Loana genannt hatte, den Untertanen nach, die ihren Befehl ausführten.

Björn Hellmark und die Feuermenschen verschwanden in der wallenden Düsternis.

Was von der Anwesenheit dieses Mannes noch zeugte, war das einmalige, kostbare Schwert, das in der magischen Flamme eines Schmiedes auf Xantilon einst gearbeitet wurde.

»Legt das Schwert zu meinen Füßen!

Es ist das Zeichen dafür, daß das Ende des Sohnes des Toten Gottes gekommen ist.« Carminia Brado sagte es laut und klar. Ihre Stimme hallte durch den großen, mysteriösen Vorraum des Tempels.

Vier Feuermenschen waren notwendig, um das Schwert, das für Kaphoons Hand geschmiedet worden war, aufzunehmen und auf die oberste Stufe zu legen, wie die Herrscherin es angegeben hatte.

Loana – Carminia nahm ihren Platz auf dem Thron wieder ein und konnte den Blick nicht wenden von dem funkelnden, geschaffenen Griff der Waffe, die es nur einmal auf der Welt gab.

Dann gab sie ihren Feuermenschen das Zeichen, den Thron wieder in den Tempel zurückzubringen, aus dem sie gekommen war.

Das Gesicht der schönen Brasilianerin war wie aus Stein gemeißelt.

Sie wirkte nachdenklich, beinahe entrückt. Sie wußte nichts mehr von Marlos, nichts mehr von Björn Hellmark, nichts mehr von Pepe und den Freunden, die auf der unsichtbaren Insel zurückgeblieben waren, von der sie sich durch einen Gedankensprung gelöst hatte.

Sie wußte nur noch eins: Ich bin Loana, die Herrscherin der Feuermenschen! Und Sequus ist mein Gebieter. Er kennt die geheimsten Gedanken Rha-Ta-N'mys, der zu Ehren wir diesen Tempel errichtet haben.

Es schien, als hätte Carminia Brado niemals etwas anderes gedacht und getan…

*

Rani Mahay hockte atemlos in der Dunkelheit und informierte sich über seine neue Umgebung.

Hier auf dem Schiff gab es zahlreiche Versteckmöglichkeiten, was ihm zugute kam.

Ebenfalls die Tatsache natürlich, daß die zwielichtigen Gestalten, die die ESMERALDA in ihrem Besitz hatten, im wahrsten Sinn des Wortes die Helligkeit fürchten mußten. Es gab nicht die geringste Beleuchtung an Bord. Und trotzdem schien der Steuermann genau zu wissen, wohin er das alte Fischerboot zu lenken hatte.

Geduckt löste sich der Inder von der Innenseite der Bootswand und lief lautlos wie eine Katze Richtung mittschiffs, wo in unmittelbarer Nähe der Kabine einige prall gefüllte Säcke zusammengestellt waren. Hinter denen verbarg er sich, als er Schritte vernahm.

Jemand trat aus dem Schiffsbauch.

Professor Merthus, ein treuer Verbündeter, war an übergroßer Schwäche gestorben. Der alte Freund, der einen Großteil der Texte aus dem ›Buch der Gesetze‹ für Björn übersetzt hatte, war auf dieses geheimnisvolle Schiff abseits des Betriebes von Marbella aufmerksam

geworden.

Er hatte erkannt, daß hier etwas vorging, wofür es noch keine Erklärung gab. Alles wies darauf hin, daß Bert Merthus seine Informationen direkt von einem niederen Dämon aus dem Reich der Finsternis erhalten hatte. Merthus war von der irrtümlichen Überlegung ausgegangen, daß er die Feinde Hellmarks und seine Freunde, die auch die Feinde der ganzen Menschheit waren, überlisten und hintergehen könne, wenn er sich zum Schein mit ihnen verbündete.

So betrieb er schwarzmagische Künste und begab sich damit in die Hand derer, die er in Wirklichkeit bekämpfen wollte.

Doch auch zum Schein sollte man sich nicht mit jenen einlassen, die das Verderben wollten. Diese Erfahrung hatte Merthus gemacht. Leider zu spät…

Rani war nach dem Tod des alten Wissenschaftlers und dem Zwischenfall mit Capitano Montez und seinen Begleitern gezwungen gewesen, selbständig zu handeln. Die Polizei in Marbella hielt ihn für einen Mörder. Alle Indizien sprachen gegen ihn. Er mußte den Beweis herbeischaffen, um Capitano Montez von seiner Unschuld zu überzeugen.

Dies war einer der Gründe, weshalb er sich in der düsteren Hafengegend aufhielt und versteckte.

Überall in der Stadt hatte man heute nach einem kräftigen Mann mit auffälliger Glatze gefahndet.

Eine Person wie Mahay fiel auf. So hatte der Inder alles darangesetzt, sein Äußeres zu verändern. Bart, Perücke und Sonnenbrille hatten ihren hervorragenden Dienst bewiesen. Nach Einbruch der Dunkelheit ließ Mahay diese Utensilien seiner Verkleidung in einem Versteck zurück und verbarg sich in unmittelbarer Nähe des verdächtigen Fischerbootes in seiner wahren Gestalt.

Ungesehen war er in die abseits gelegene Ecke des alten Hafens eingedrungen, und ebenso unbemerkt hatte er es geschafft, sich an Bord zu schleichen.

Die Ankunft der beiden Trödler mit dem Eselskarren war ihm ebensowenig entgangen wie das Abliefern der drei großen, verschnürten Pakete.

Menschen wurden wie Fracht behandelt!

Bert Merthus hatte es gewußt. Mit diesem Schiff wurden Menschen an einen unbekannten Ort entführt.

Wohin brachte man sie – und warum geschah überhaupt so etwas?

Dieser Frage wollte er nachgehen. Ihre Beantwortung hing zusammen mit dem Schicksal Bert Merthus’ und mit den Ereignissen um Kh’or Shan, die dämonische Feuerinsel…

Er erwischte einen so günstigen Aussichtspunkt, daß er die Gestalt aus dem Innern des Schiffes genau sehen konnte.

Er wollte nicht glauben, was er sah.

Ein fischgesichtiger Urse!

Von ihnen war bekannt, daß sie die Ziele des Dämonenfürsten Molochos in jeder Hinsicht unterstützten und befürworteten. Niemand wußte, woher sie kamen und wo sie lebten.

Erste Erkenntnisse schienen jedoch darauf hinzuweisen, daß die Ursen aus der Tiefe des Meeres kamen. Die geflügelten Fische, mit denen sie aufgetaucht waren, schienen jedoch nicht von dieser Erde zu stammen…

Dies wiederum schien eindeutig darauf hinzuweisen, daß es nicht nur auf dem Land der dritten Dimension Tore in ein jenseitiges Reich gab, sondern auch in der Tiefe des Meeres.

Alle Muskeln und Sehnen an Mahays sportlich durchtrainiertem Körper waren zum Zerreißen gespannt.

Der Urse verhielt in unmittelbarer Nähe des Inders einen Moment im Schritt. Mahay befand sich so nahe am Gegner, daß er das kalte Glitzern in den hervorquellenden Augen sah.

Der Fremde aus einer nichtmenschlichen Welt war gekleidet wie ein Mensch. Er trug Blue Jeans und ein buntgemustertes Buschhemd. Die Unterarme des Ursen waren behaart und kräftig. Dies alles paßte so gar nicht zu seinem schuppigen Fischgesicht.

Rani verhielt sich still. Er wollte seine Anwesenheit auf der ESMERALDA – so lang wie möglich – geheimhalten. Nur so konnte er vielleicht herausfinden, welches Geheimnis das Fischerboot barg.

Männer in Blue Jeans oder einfachen, blauen Hosen mit weißen Hemden oder Buschhemden hatte er vorhin oft gesehen. Aber alle diese Männer hatten ein normales, menschliches Aussehen.

Die Wirklichkeit traf ihn nun wie eine eiskalte Dusche.

All die Personen, die in den letzten Stunden auf und in der ESMERALDA von ihm gesichtet worden waren – hatten nur Menschenmasken getragen!

Der Inder beobachtete den Fremden, wie der an der Reling entlangging und seinen Rundgang machte.

Er blickte über das Meer und zum Ufer zurück, von dem sie gekommen waren.

Marbellas Lichter waren nur noch winzige, verwaschene Punkte.

Langsam und vorsichtig rutschte Mahay hinter den Berg mit den Säcken, um nicht in das Blickfeld des Ursen zu geraten, der auf der anderen Seite der Reling zurückkam.

Da wandte der Fischmensch blitzschnell den Kopf.

Den Inder durchzuckte es. Er war doch völlig lautlos zu Werke gegangen, aber offensichtlich für das feine Gehör dieses fremden

Geschöpfs nicht leise genug.

Die kalten Fischaugen waren genau auf ihn gerichtet.

In dem Augenblick, als Rani Mahay sich hinter den Säcken ducken wollte, wurde die Bewegung von dem Fischmenschen registriert.

Der Inder war entdeckt.

*

Da hieß es – handeln.

Nur keine Sekunde verlieren, damit der andere nicht dazu kam, Hilfe herbeizurufen.

Wie ein Pfeil schnellte der breitschultrige, mit Muskeln ausstaffierte Mann in die Höhe.

Rani Mahay stieß sich ab. Es schien, als würde er von einem Katapult emporgeschleudert. Er flog förmlich über den Berg aus Säcken hinweg – direkt auf den Ursen zu.

Das alles ging so schnell, daß der andere gar nicht dazu kam, zu reagieren.

Mahays Rechte schoß nach vorn. Seine Faust traf den Fischgesichtigen mitten auf den obligaten Punkt am Kinn.

Der Kopf des Fremden flog zurück. Der Urse gab ein gurgelndes Geräusch von sich und sackte in die Knie.

Rani Mahay ließ es nicht dazu kommen, daß sein Gegner auf die Planken klatschte.

Er griff zu, noch ehe der Urse den Boden erreichte. Mahay ging mit dem Ursen in die Knie und fing ihn auf.

Der ihn entdeckt hatte, rührte sich nicht. Sein Körper war schlaff wie bei einer Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte.

Aufmerksam und ein wenig nervös blickte Rani sich um.

Er richtete sein Hauptaugenmerk auf die Luke im Boden und die Kabine, wo der Steuermann stand.

Durch das Geräusch des Windes, der gegen den Schiffsrumpf klatschenden Wellen und laufenden Motoren hatte der Mann dort nichts bemerkt.

Rani nahm den Körper des Ursen auf beide Arme und trug ihn zu den zusammengestellten Säcken. Mit aller Vorsicht legte er den Bewußtlosen zu Boden, hob einige Säcke auf die Seite und lehnte den Ursen dann mit dem Rücken gegen einen von ihnen. Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, stellte Rani die anderen Säcke wieder so um den Gegner, daß der wie von einem Wall umgeben war.

Es war unmöglich, den Niedergeschlagenen – derart verbarrikadiert – wahrzunehmen.

Auf Zehenspitzen lief Rani Mahay durch die Dunkelheit. In Höhe der Kabine blieb er stehen.

Der Mann hinter dem Steuer trug eine blaue Hose und ein weißes Hemd. Der Inder sah das Profil des Steuermanns. Auch er – kein Mensch! Ein fischgesichtiger Urse…

Mahays Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem ernsten, scharfgeschnittenen Gesicht. Die Anwesenheit und Aktivität dieser fischgesichtigen Wesen war ein Alarmsignal. Daß ihr massives Auftauchen hier in Marbella zusammenfiel mit dem Auftauchen der Feuerinsel Kh'or Shan, schien kein Zufall zu sein. Welche Zusammenhänge gab es hier?

Professor Merthus hatte dies angedeutet. Doch es war ihm nicht mehr vergönnt gewesen, all das mitzuteilen, was er wußte.

Der Inder blickte auf den düsteren Schacht, der in das Innere des Schiffes führte.

Mahay ging darauf zu. Er lauschte in die Tiefe.

Als er keine direkte Gefahr für sich erkannte, wagte er sich an den Abstieg.

Ohne Zwischenfall kam er am Boden des Laderaums auf. Zu beiden Seiten hin stießen zwei handtuchschmale Korridore in das Dunkel des Schiffsrumpfes vor.

Das Dröhnen aus dem Maschinenraum war hier unten außergewöhnlich stark. Die Wände und der Boden erbebten unter dem Motorenlärm.

Die ESMERALDA fuhr erstaunlich schnell. Das war kein Wunder, wie Rani Mahay wenig später feststellte.

Er ging dem ärgsten Geräusch nach und erreichte die Tür zum Maschinenraum. Die bestand aus Metall. Das paßte überhaupt nicht zu diesem hölzernen Fischerboot. Die ESMERALDA war in der Tat vor nicht allzu langer Zeit durch irgend jemand umgebaut worden. Das alles mußte sich auf heimliche Weise abgespielt haben.

Mahay legte die Rechte auf die Klinke und drückte sie langsam. Er öffnete die Tür nur einen winzigen Spalt, um einen Blick in den dahinterliegenden Raum zu riskieren.

Er hatte das, was er sah, eigentlich nicht anders erwartet. Im Maschinenraum hielten sich drei Ursen auf. Sie waren deutlich in dem diffusen Licht zu sehen, das von einigen schwachen Birnen stammte.

Die Ursen waren so sehr beschäftigt, daß sie den Beobachter von draußen nicht bemerkten.

Unauffällig zog Mahay die Tür wieder ins Schloß und lief den Korridor entlang, in dem es nur eine einzige Tür gab.

Auch die ließ sich öffnen. Dahinter lag ein verhältnismäßig großer Laderaum, der stockdunkel war. In ihm gab es weder Luke noch Bullauge.

Der Inder suchte die Menschen, die an Bord geschafft worden waren, und die beiden Trödler, die nicht wieder zu dem Eselskarren

zurückkehrten.

Hier unten – fand er sie…

Mahay wäre fast über den ersten gestolpert. Nur einen Schritt vom Eingang entfernt, lag ein längliches, verschnürtes Paket am Boden. Ein in Planen eingehüllter Mensch!

Der Inder tastete nach der kleinen Taschenlampe, die er stets bei sich trug. Sie war nur so groß wie sein kleiner Finger und spendet minimales Licht. Doch es reichte, um sich einen Eindruck von dem zu verschaffen, was er hier unten entdeckte.

Der dünne Strahl wanderte lautlos über den am Boden Liegenden.

Der Lichtpunkt verharrte auf der bleichen Gesichtshaut eines Mannes, der ihm direkt zu Füßen lag.

Der Mann war bewußtlos. Er hatte die Augen geschlossen und den Mund fest zugekniffen. Kaum merklich atmete er.

Mechanisch zog Rani Mahay die Tür hinter sich zu.

Die Luft war stickig und durchsetzt von Chloroformgeruch, Schweiß und brackigem, faulendem Wasser.

Im Licht der winzigen Taschenlampe zählte Mahay insgesamt sieben Personen, die am Boden lagen. Nicht eng beisammen, der Raum war groß genug, um weitere zehn Menschen bequem aufzunehmen.

Alle, die hier unten lagen, waren in Planen eingewickelt und verschnürt. Nur die Köpfe waren frei…

Mahay blickte in bleiche Gesichter, die seltsam maskenhaft wirkten.

Er entdeckte die drei Menschen wieder, die eingewickelt und verschnürt von den beiden Trödlern zur ESMERALDA gebracht worden waren. Er fand auch die beiden Trödler. Sie waren bewußtlos und betäubt wie die anderen.

Lauter fremde Menschen, bunt zusammengewürfelt vom Schicksal, die eine Gemeinsamkeit verband: sie waren Opfer der Ursen.

Aber nicht alle waren ihm unbekannt.

Der Inder setzte vorsichtig seinen Fuß in den Raum zwischen den am Boden liegenden Menschen.

Hinten an der Wand lag ein Mann, den er nur zu gut kannte.

Überrascht ging Mahay in die Hocke. Als der schmale Strahl der winzigen Taschenlampe das Gesicht traf, öffneten sich zitternd zwei Augen.

Wut, Erschrecken und Ratlosigkeit spiegelten sich in ihnen.

»Es ist kaum zu glauben«, stieß der Mann heiser hervor. »Aber Sie haben wahrscheinlich überall Ihre Finger im Spiel.«

Der dies sagte, was Capitano Montez. Auch er befand sich in der Gefangenschaft der fischgesichtigen Ursen.

*

Rani Mahay schüttelte den Kopf und legte den Finger an die Lippen.

»Psst, Capitano«, wisperte er. Sein Blick ging über die anderen hinweg zur Tür, durch die er gekommen war. Er lauschte. Einen Moment war es ihm gewesen, als hätte er ein Geräusch wahrgenommen, das wie Schritte klang.

Aber nein! Da war nichts… Seine überreizten Nerven spielten ihm einen Streich.

»Ich hatte mir gewünscht, daß wir uns mal wieder begegnen«, fuhr Rani wispernd fort. Er hatte seinen Mund dem Ohr des gefesselten Montez so weit genähert, daß seine Stimme nur wie ein Hauch klang. »Daß es unter solchen Umständen geschehen würde, konnte auch ich nicht ahnen, Capitano. Ich habe – wie mit all den anderen Dingen, die sie mir unterschieben wollen – nicht das geringste damit zu tun.«

»Wenn Sie nichts auf dem Kerbholz haben, dann frage ich mich, weshalb Sie immer davonlaufen, wenn unsere Wege sich kreuzen.«

»Diesmal laufe ich nicht davon. Diesmal bin ich sogar freiwillig gekommen. Ein Mißverständnis zieht oft das andere nach sich. Wir hatten nicht genügend Gelegenheit uns miteinander zu unterhalten. Vielleicht sollten wir das ganz schnell nachholen. Allerdings nicht hier. Jedes Wort, das wir zusammen sprechen – kann zuviel sein.«

Montez sah ihn mit ungläubigem Blick an. Seine erste Begegnung mit Mahay stand noch so deutlich vor seinem geistigen Auge, daß er sich an jedes Detail erinnern konnte.

In der Hotelpension San Christoban in Marbella hatten er und seine Leute dem Inder aufgelauert. Der Tip des alten Portiers ließ den Verdacht zu, daß Rani Mahay derjenige war, der schon mehrere Male in der Pension aufgetaucht war, um Professor Bert Merthus zu besuchen. Bei einem dieser Besuche war der Professor niedergeschlagen worden. Seine Einlieferung ins Krankenhaus war nicht zu verhindern. Alle Umstände sprachen dafür, daß Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, der Täter war.

Es war dem Inder nicht gelungen, seine Unschuld zu beweisen, obwohl bei einem Besuch im Krankenhaus Merthus einwandfrei Rani Mahay als Freund identifiziert hatte. Die Verwicklungen, die finstere Mächte geschaffen hatten, waren von Capitano Montez nicht durchschaut worden. Und die Tatsache, daß Merthus unmittelbar nach dem Besuch des Inders gestorben war, trug nicht dazu bei, die Sache aufzuklären.

»Ich verstehe Ihr Verhalten nicht, Senor«, knurrte der Capitano. Sein Gesicht war verzerrt. Man sah ihm an, daß er seine Muskeln und Sehnen spannte und versuchte, seine Fesseln zu lockern. Doch wer

immer ihn hier verpackt hatte, der verstand sein Handwerk. »Sie verhalten sich so, als seien Sie ebenfalls gefährdet. Dabei scheinen Sie sich hier doch wie zu Hause zu fühlen.«

»Der Schein trügt«, erwiderte Mahay. »Ich glaube, wir sind aus dem gleichen Grund hier. Nur mit dem Unterschied: Sie waren nicht vorsichtig genug. – Warum hat man Sie gefangen?«

Montez sah den Inder mit geringschätzigem Blick an. »Das könnte ich doch eher Sie als Sie mich fragen. Sie müssen doch wissen, wie der Karren hier läuft.«

»Sie irren, Capitano! Der Schein spricht gegen mich. Ich bin hier, weil ich herausfinden wollte, was es für ein Geheimnis um die ESMERALDA gibt. Da habe ich gesehen, daß Menschen an Bord gebracht wurden. Verschnürt wie Pakete. Menschenschmuggel, Menschenraub. Wozu dient er?«

Rani unterbrach sich erneut. »Ich kann Verbündete brauchen, Capitano. Ich weiß nicht, wie die Sache sich hier entwickelt. Es wäre gut, wenn Sie mir vertrauen würden. All die armen Menschen hier sind aufs höchste gefährdet. Ich werde Ihnen jetzt die Fesseln lösen. Bitte fangen Sie nicht gleich an zu toben und kommen Sie nicht auf die Idee, mich festnehmen zu wollen! Es wäre nur zum Nachteil – für uns beide. Wir werden – so hoffe ich doch – irgendwann mal Gelegenheit finden, uns gründlich auszusprechen. Aber hier ist nicht der richtige Ort und Zeitpunkt dafür. – Ich finde, es ist besser, wenn wir jetzt unseren Dialog beenden. Sonst rufen wir noch die auf den Plan, die wir besser nicht sehen wollen.«

Der Inder legte sein Taschenlämpchen auf die Brust des verdutzten Capitanos, nahm die über die Brust gespannte, fest angezurrte Schnur in beide Hände und zog einmal kräftig daran.

Es gab einen kurzen Ruck, und die Fessel zerriß.

Capitano Montez sah den Mann irritiert an. Er begriff überhaupt nichts mehr…

Rani lockerte jetzt die Verknotung der anderen Fesseln und öffnete die Plane, in die der Spanier eingewickelt war.

Aber er schaffte es nicht, Montez die vollkommene Freiheit zu schenken.

Wie ein Schatten tauchte der Urse hinter ihm auf.

Die Rechte des Fremden hielt einen dicken Knüppel. Der sauste voll auf das glatzköpfige Haupt.

Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel der schwere Inder quer über den am Boden liegenden Montez und rührte sich nicht mehr.

Die schlanke Gestalt des Schlägers war in der Dunkelheit nur wie ein Schemen zu erkennen. Das geringfügige Licht der winzigen Taschenlampe reichte jedoch aus, um Montez eine Gänsehaut über den Rücken zu jagen.

Zum ersten Mal in seinem Leben sah er einen Menschen, der kein Mensch war…

*

»Björn?«

Er vernahm seinen Namen wie durch viel Watte.

»Hallo, Björn? Kannst du mich hören? Ich bin's… ich… Pepe…«

Hellmark meinte zu träumen. Raum und Zeit stimmten nicht mehr. Wieso konnte Pepe ihn rufen, wo der 14jährige sich doch auf Marlos befand?

Hellmarks Schädel dröhnte. Sein ganzer Körper fühlte sich schwer und wie bleiern an. Das taube Gefühl in den Gliedern wich nur langsam.

Er versuchte die Augenlider zu heben. Er war zu müde. Es fiel ihm schwer.

Er merkte, daß er die Lippen bewegte. Doch kein Laut kam aus seinem Mund.

»Hallo, Björn! Werd' doch endlich wach. Ich weiß, es dauert ein bißchen… doch dann fühlt man sich ganz schnell wieder wohl…«

Hellmark deutete ein Nicken an. Auch er spürte jetzt, wie die eigentümliche Schwäche immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde.

Sein Herzschlag erfolgte ruhiger und kräftiger. Der Druck in seinem Schädel ließ nach. Die Taubheit verschwand.

Dann schlug er die Augen auf.

Das erste, was er sah, war Pepes Gesicht. Der Junge, den er einst aus den Urwäldern Yukatans elternlos und vereinsamt mitgebracht hatte, blickte ihn aus großen, leuchtenden Augen an.

»Pepe?« fragte Björn mit matter Stimme und ungläubig. »Bist du's wirklich? Wie kommst du denn hierher, Junge?«

Es herrschte ein schummriges Licht. Aus den Augenwinkeln nahm Hellmark feuchte Wände wahr und fackelähnliche Beleuchtungskörper, die in Wandlöchern steckten und blakendes Licht verbreiteten. Pepe und er befanden sich in einer kahlen Zelle. Hellmark registrierte, daß er auf dem nackten Boden lag.

Muffiger Geruch stieg in seine Nase.

»Ich bin Carminia gefolgt, Björn«, sagte der dunkelgelockte Knabe. »Es war alles so merkwürdig. Da hab' ich mir Gedanken gemacht. Carminia hat sich verändert…«

Björn Hellmark richtete sich auf. Er preßte mehrere Male seine Augen fest zusammen, ehe er klar sehen konnte.

Dies war tatsächlich eine Art Verlies. Und erst jetzt, wo sein Blick wieder klar war, konnte er sehen, daß er sich mit Pepe nicht mal in

einundderselben Zelle befand.

Die Gefängniskammern, in denen sie untergebracht waren, maßen nur wenige Quadratmeter und waren voneinander durch massive Eisenstäbe getrennt.

Björn Hellmark streckte seine rechte Hand durch die Gitterstäbe und fuhr seinem Adoptivsohn über das dichte Haar. »Was weißt du von Carminia, Pepe? Wie ist das alles gekommen? Komm' – erzähl' es mir…«

Pepe wirkte ernst. Was er erlebt hatte, war etwas nicht Alltägliches. Er berichtete vom Verhalten Carminias, die ohne ein Wort zu sagen einfach von Marlos verschwunden war.

»Ich dachte mir sofort, daß sie die Absicht hatte, dich hier auf Kh'or Shan zu treffen. Aber wenn sie diesen Gedanken ganz bewußt gefaßt hatte, hätte sie Jim und mir etwas davon erzählt. Und weil sie das nicht getan hat, bin ich ihr einfach gefolgt. Dann habe ich etwas erlebt, Björn, was mir angst macht…« Stockend berichtete er von den Dingen, die passiert waren.

Ebenfalls auf dem sichtbaren Teil der mysteriösen Insel Kh'or Shan angekommen, mußte er die Erfahrung machen, daß Carminia – ihn verstieß. Sie behandelte ihn wie einen Fremden, wie einen Feind…

Es gab eine erschreckende Parallele zu dem Erlebnis, das auch Björn Hellmark gehabt hatte.

Ganz bewußt hatte der dunkelhäutige Junge alles mitbekommen. Die Begegnung mit den Feuerbestien… die Lassos mit den grauen Kugeln… das Erwachen in dieser kahlen Gefängniszelle…

Die Lassokugeln, die sich um ihre Körper geschlungen hatten, waren nun verschwunden. Man hatte sie ihnen abgenommen. Die Kugeln an den Schnüren machte Björn für das Verschwinden jeglicher Energie verantwortlich, deren Fehlen ihn schließlich völlig hilflos machte.

Was er durch Pepe erfahren hatte, war nicht dazu angetan, seine Stimmung zu bessern.

Im Gegenteil! Die Frau auf dem Feuerthron, die Herrscherin, die sich Loana nannte, war in der Tat keine Vision, keine Vorspiegelung durch dämonische Kräfte. Loana war niemand anders als seine geliebte Carminia!

Wie aber konnte so etwas sein?

Hellmark stand vor einer völlig neuen, unerklärlichen Situation. Daß Carminia sich als Loana bezeichnete und als Loana lebte, mußte seine Bedeutung haben. Wer oder was veranlaßte sie dazu, so zu denken und zu handeln? Das alles widersprach doch vollkommen dem wahren Sinn, dem wahren Wesen und Charakter jener Frau, deren Redlichkeit über alle Zweifel erhaben war.

Der blonde Mann mit dem braungebrannten Gesicht und den

klaren, blauen Augen starrte durch die Gitterstäbe. Dahinter begann ein Wirrwarr von Durchlässen und Gewölben, so daß er unwillkürlich an ein Labyrinth erinnert wurde.

Hin und wieder nahm er in der Ferne unregelmäßiges Flackern wahr. Das ließ darauf schließen, daß dort derartige Fackeln wie hier in der Zelle brannten.

Hellmark atmete tief durch. Sein Schwert hatte man ihm weggenommen. An seinem Gürtel fehlte der Lederbeutel. Und damit der Trank der Siaris. Er tastete in seinen Tasche. Die Dämonenmaske war verschwunden.

Aber an seinem Armgelenk trug er noch Velenas Armreif.

Den hatten seine Gegner übersehen. Eine Chance, eine Hoffnung für Pepe und ihn?

Erst in naher Zukunft konnte diese Frage beantwortet werden.

»Wie fühlst du dich, Junge?« fragte er Pepe unvermittelt.

»Miserabel. Ich möchte von hier verschwinden, Björn…«

Hellmark nickte. »Dann haben wir beide wieder mal den gleichen Gedanken. Wie lang' hab' ich hier gelegen?«

Der Gefragte zuckte die Achseln. »Das kann ich nicht genau sagen. Ich weiß nicht mal, wie lange ich geistig weggetreten war. Als ich die Augen aufschlug, habe ich dich durch die Gitterstäbe gesehen. Ich glaube, ich war die ganze Zeit schon ein bißchen wach, bin aber nicht so richtig zu mir gekommen.«

»Dann hast du also mitbekommen, wie meine Widersacher mich hier abgeliefert haben?«

»Ein bißchen davon, ja. Die Luft rundum war so unruhig. Überall hat es geflackert und geglüht. Die komischen Feuermenschen haben dich hier hereingezogen. Kurz nachdem sie verschwunden waren, kam ich zu mir. Wo sind wir hier, Björn? Was können wir tun?«

»Es gibt eine ganze Menge zu tun, Pepe. Nachdem überhaupt kein Zweifel mehr möglich ist, daß es sich bei der Frau auf dem Feuerthron um unsere Carminia handelt, müssen wir alles daransetzen, ihr Geheimnis zu lösen. Carminia hat vergessen, wer wir sind – und sie hat es doch nicht. Sie hat mich als Kaphoon angesprochen. Damit kennt sie in mir den Mann, der vor zwanzigtausend Jahren auf Xantilon lebte. Dies wiederum aber läßt die Vermutung zu, daß auch sie weiß, was vor zwanzigtausend Jahren geschah. Da muß etwas in ihrer Erinnerung sein, was bisher verschüttelt war…«

Ein ganz ausgefallener Gedanke kam ihm. Er versuchte ihn sofort zurückzudrängen, doch das ging nicht. Konnte es sein, daß auch Carminia Brado in einer anderen Gestalt schon mal auf Xantilon oder einem anderen vorzeitlichen Kontinent gelebt hatte?

»Aber es ist noch mehr, Pepe…«, fuhr er unbeirrt fort. »Die Herrschaften haben mir einige Sachen abgenommen, die ich gern

wieder hätte. Mein Schwert, die Maske, den Trank der Siaris…«

Hellmark wandte den Kopf und suchte dann das Gestänge ab, das seine Zelle bildete.

Auch die Tür bestand aus massiven Gitterstäben. Mehrmals rüttelte er daran. Sie bewegte sich um keinen Millimeter.

Da hatte er eine Idee. Mit je weniger Risiko er sie ausführen konnte, desto besser war es.

Er ging auf die Zwischenwand zu, die ihn von Pepes Zelle trennte.

»Es ist ein Versuch, Junge. Ich weiß nicht, ob er funktioniert. Aber wir haben im Moment keine andere Wahl. Wir müssen alles probieren, was irgendwie möglich ist.« Mit diesen Worten drehte er den Reif an seinem Armgelenk einmal leicht nach rechts.

Im gleichen Augenblick wurde er unsichtbar, als ob er eine Tarnkappe aufgesetzt hätte.

Velenas Armreif funktionierte!

Der kleine Mexikanerjunge blickte in die leere Zelle, in der Björn Hellmark eben noch gestanden hatte. Er stand noch immer dort, doch er war nicht mehr zu sehen.

Drei Sekunden später war wieder alles so wie zuvor. Björn schob den Armreif in die alte Stellung zurück und tauchte erneut vor den Augen des Jungen auf.

»Und jetzt bist du an der Reihe«, sagte er. Seine Stimme klang frischer und befreiter. »Nun zeig’ mal, was du kannst. Wir zwei suchen Carminia und die Sachen, die mir fehlen. Und dann werden wir alles daransetzen, um denen zu helfen, die zu Feuerbestien geworden sind. Jetzt kommt’s nur darauf an, ob wir ohne Schramme hier herauskommen und ob wir schnell genug handeln können, ehe unsere Gegner wieder auftauchen.«

Pepe nickte. Er begriff, was Björn im Schild führte. Und er stellte sich darauf ein.

Er umfaßte mit beiden Händen zwei Gitterstäbe der Wand, die ihn von Björns Zelle trennte.

Dann schloß er die Augen. Pepe war ein Bild aufmerksamer Konzentriertheit.

Seine kleinen Hände umspannten das kühle Metall so stark, daß die Knöchel weiß hervortraten. Für einen, der Pepe nicht kannte, mußte es den Anschein erwecken, als ob er körperlich alle Kräfte aufböte, um die Stangen zu verbiegen.

Doch Pepe übte nicht die geringste Muskelkraft aus. Mit seinen parapsychischen Sinnen versuchte er den Durchlaß für sie zu schaffen.

Und es gelang ihm! Es schien, als ob die Stäbe unter einer ungeheuren Hitzewirkung plötzlich weich würden und sich wie Gummi verbiegen ließen.

Ohne besondere Mühe konnte der Junge die beiden Stäbe seitlich

wegdrücken, so daß der Raum zwischen ihnen groß genug wurde, um ihn bequem durchzulassen.

Das gleiche machte er noch mal in Hellmarks Zelle, nachdem er dort angekommen war.

Er verbog zwei Gitterstäbe so sehr, daß er und Hellmark durchschlüpfen konnten.

Dies alles war das Werk weniger Sekunden. Pepe perlte der Schweiß auf der Stirn. Er atmete schneller als gewöhnlich. Er wirkte etwas ermattet, war aber glücklich.

»Das hast du gut gemacht«, sagte Björn nicht weniger froh. »Nun werden wir sehen, wie's weitergeht.« Er nahm den Jungen bei der Hand. »Du wirst immer auf Tuchfühlung mit mir bleiben, Pepe. Noch funktioniert Velenas Armreif, und den werde ich benutzen, so oft es notwendig ist. Das kann im nächsten Moment sein – das kann eine Stunde dauern. Vielleicht brauchen wir ihn auch überhaupt nicht. Aber dessen bin ich mir nicht so sicher. Es muß uns gelingen, ungesehen in den Palast einzudringen, wo Loana, die Herrscherin der Feuermenschen, sich aufhält. Mit Velenas Armreif dürfte dies, wie du gerade gesehen hast, überhaupt keine Mühe bereiten. Wenn es einen Ausweg gibt, um von Kh'or Shan wegzukommen, dann werden wir ihn finden. Aber dann – dies Versprechen geb' ich dir – wird es nicht ohne Carminia sein. Die fixe Idee, daß sie Loana, die Herrscherin über das Feuerland und Rha-Ta-N'mys willige Gehilfin ist, diese fixe Idee, Pepe, müssen wir ihr austreiben…«

*

Er erhielt einen harten Tritt in die Seite.

Rani Mahay zuckte zusammen. Wie Feuer raste der Schmerz durch seine Eingeweide.

Im ersten Moment begriff er nicht, wo er sich befand und warum dies geschah. Als er die Augen aufschlug und das schuppige Fischgesicht über sich sah, kehrte jedoch seine Erinnerung schlagartig zurück.

Von der Seite her wurde ihm ein Eimer Wasser über den Kopf gegossen.

»Du bist nicht hier, um zu schlafen«, vernahm er eine spöttisch klingende Stimme. »Dafür hättest du dir einen anderen Ort aussuchen sollen. Wir wollten eigentlich eher, daß du dich mit uns unterhältst…«

Mahay erwiderte den Blick der kalten Fischaugen. »Und wenn ich keine Lust zum Sprechen habe?« fragte er leise.

»Dann werden wir dich dazu zwingen. Wir haben Mittel und Wege dazu. Dies jedoch würden wir dir nicht empfehlen.«

In dem schuppigen, feuchtglänzenden Gesicht mit den Fischaugen

regte sich außer dem schmalen Fischmaul kein einziger Muskel. Das Antlitz war seltsam reglos und starr.

Rani Mahay wollte sich erheben. Doch das ging nicht. Man hatte ihn kunstgerecht verschnürt wie ein Paket. Damit glich er den anderen im Laderaum. Mit einem Unterschied, daß man ihn nicht in eine Plane eingewickelt hatte.

Der Inder ärgerte sich. Im stillen schalt er sich einen Narren, daß er sich verhalten hatte wie ein blutiger Anfänger.

Lautlos wie ein Schatten mußte sich eines der Besatzungsmitglieder durch einen Seiteneingang genähert und ihn niedergeschlagen haben.

Rani befand sich nicht mehr im Laderaum. Er lag auf den Planken des Schiffes, in unmittelbarer Nähe der Säcke, zwischen denen er den Ursen, der ihn hätte verraten können, versteckt hatte.

Doch der war von einem seiner Begleiter gefunden worden. Die Säcke waren auseinandergezerrt und der Urse verschwunden.

Mit harter Hand wurde der Inder emporgerissen. Fünf Ursen umringten ihn.

Der ihn zuerst angesprochen hatte, schien der Wortführer der Gruppe zu sein.

»Normalerweise wissen wir immer, wen wir an Bord haben«, fuhr der Fischgesichtige zu sprechen fort. »Wie du dich jedoch dazugeschmuggelt hast – ist uns ein Rätsel.«

Mahay grinste. »Dann lassen wir das auch ein Rätsel bleiben…«

Mitten in der Bemerkung erhielt er erneut einen Fußtritt. Der traf ihn voll in die Seite. »Treib's nicht zu arg«, zischte der Sprecher der Fischgesichtigen. »Wenn wir die Geduld verlieren, geht's dir schlecht. Denk' immer daran, daß wir dich in der Hand haben und nicht du uns! Du kannst es dir bedeutend leichter machen.«

Rani Mahay sah sich in der Runde um. Er vermochte nicht zu sagen, wie lange er bewußtlos gewesen war. Noch immer Nacht. Sternenklarer Himmel über dem ruhigen Meer. Der Wind hatte etwas aufgefrischt. Ferne Lichter auf dem Kontinent waren nicht mehr wahrnehmbar. Sie mußten sich schon sehr weit davon entfernt haben.

Der starke Motor dröhnte und ließ das alte Schiff erzittern. Die Maschine trieb das Fischerboot sehr schnell voran.

Mahay fragte sich, wie lange wohl diese alten Planken noch halten würden bei der Belastung, die der überstarke Motor für das kleine Boot darstellte. Aber darüber schienen sich die Ursen, die die ESMERALDA auf ihre Weise in Schuß gebracht hatten, gar keine Gedanken zu machen.

Der ihn angesprochen hatte, gab seinen Begleitern ein Zeichen. Die griffen hinter sich, und Mahay sah, daß sie wie durch Zauberei plötzlich jeder einen langen, spitzen Speer in der Rechten hielten und

auf ihn rückten.

»Damit du merkst, wie ernst es mir ist«, sagte der Ursensprecher spöttisch. »Ich werde keine Sekunde zögern, dich auf der Stelle töten zu lassen, wenn du uns eine Antwort verweigerst oder eine falsche gibst. Überleg’ dir also gut, was du mir auf die erste Frage antwortest.«

Messerscharf und unerbittlich klang seine Stimme. Rani Mahay war sich im klaren darüber, daß er sich in Todesgefahr befand. Diese Wesen waren zu allem entschlossen.

Er war bereit, das Verhör über sich ergehen zu lassen. Er wollte den Fragenden so wenig Anlaß wie möglich geben, an seinen Ausführungen zu zweifeln. Dennoch mußte er mit jedem Wort, das er sagte, vorsichtig sein, um die Gefahr für andere nicht noch zu vergrößern.

Der Sprecher öffnete seine rechte Hand. Darin befand sich das Amulett, das Rani von Professor Merthus erhalten hatte.

»Wo hast du das her?« wurde er gefragt.

»Von einem Freund. Er hat es durch einen Zufall entdeckt.« Das war die Wahrheit. Mahays Stimme klang fest und sicher. Dieses Frage- und Antwortspiel hatte nicht nur Nachteile, sondern auch Vorteile für ihn. Auf diese Weise war es möglicherweise zu erreichen, daß er einiges erfuhr, was er bisher nicht gewußt hatte.

»Und wo hat er es gefunden?«

»Das weiß ich nicht.«

Der Ursensprecher faßte ihn fest ins Auge. Kaum merklich zuckte der mittlere Finger seiner linken Hand. Dies war das Zeichen für den Begleiter, der direkt neben ihm stand. Der senkte seinen Speer und setzte die Spitze unmittelbar über die Gürtellinie von Mahays Hose. Rani spürte den Druck des rasiermesserscharfen Metalls.

»Wo hat er es gefunden?« fragte der Urse noch mal.

»Ich weiß es nicht. Er wollte es mir noch sagen, aber dazu ist er nicht mehr gekommen. Professor Merthus ist gestorben.«

Der Druck in seiner Seite ließ nur unmerklich nach.

»Gut! Und warum ist er gestorben?«

»Er hat sich mit den Mächten der Finsternis, mit Molochos Schergen, eingelassen. Er wollte sie hintergehen. Doch sie ließen sich nicht überlisten.«

Der Urse öffnete sein Fischmaul. Es sah aus, als ob er grinse. »Man sollte von Dingen, die man nichts versteht, grundsätzlich die Hände lassen«, stieß er scharf hervor.

Mahay schien es, als ob der Fischgeruch in der Luft sich gleichzeitig verstärke. Die Reaktion des Ursen vermittelte dem Inder das Gefühl, daß auch er offensichtlich nicht über alle Vorgänge informiert war, die vom Reich der Dämonen und finsteren

Widersacher einer anderen Welt inszeniert wurden. Wieder mal Zeigte es sich, daß die dämonischen Kräfte untereinander nicht koordiniert waren. Unabhängig voneinander schlugen sie an den verschiedensten Stellen zu, brachten Unglück, Unheil und Tod.

Selbst dem Dämonenfürsten Molochos schien es nicht gelungen zu sein, alle, die im Prinzip das gleiche wollten, unter einen Hut zu bringen.

Doch dies waren nur Vermutungen…

Der Urse wollte einiges mehr über Merthus wissen. Mahay gab scheinbar bereitwillig Auskunft. Er nannte die Dinge beim Namen, die er verantworten konnte. Merthus hatte selbst in den abgelegensten Ecken und Winkeln der Erde nach Zeugen einer fernen Vergangenheit gesucht und war oft auf interessante Spuren gestoßen. Bei einer solchen Gelegenheit auch hatte er in einer steinernen Platte das Amulett gefunden, das das Bild des Herrschers der Meere – Oceanus – zeigte.

Als Mahay dies sagte, erntete er spöttisches Lachen.

Die Ursen gerieten förmlich aus dem Häuschen.

»Du bist also überzeugt davon, daß dieses Bild Mogk Duul, den du Oceanus nennst, darstellt?«

Rani Mahay nickte.

»Da muß ich dir eine bittere Enttäuschung bereiten. Dies ist das Bild – unseres Herrschers. Sequus, der Mächtige der Meere…«

*

Ware eine Bombe in seiner unmittelbaren Nähe explodiert, sie hätte ihn nicht minder erschrecken können.

Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

Der Urse triumphierte. »Sequus ist so alt wie Mogk Duul. Mogk Duuls Tage sind gezählt. Sequus wird kommen und herrschen, denn die Zeichen stehen auf Sturm. Sequus’ Stunde ist nahe, und er wird Oceanus, der in das Licht zurückgefunden hat, die vernichtende Niederlage beibringen.«

In Mahays Hirn arbeitete es. Konnte es sein, daß durch Professor Merthus’ Aktivität, die schwarze Magie zu praktizieren, Sequus und dessen Volk auf den Plan gerufen wurden? Die Reaktion des Ursen lenkte seine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung.

»Die Darstellung auf dem flachen Stein ist stümperhaft, ist nur ein Bruchstück«, sagte der Fischgesichtige. »In Wirklichkeit hat Sequus noch niemand richtig von euch gesehen. Er ist so alt wie Mogk Duul – mehr als eine Million Jahre. Er hat das Wissen um die fernste Vergangenheit und die Dinge, die damals wichtig waren. Und er hat das Wissen von heute.«

»Und wo ist er jetzt?« fragte Rani.

»Es ist eigentlich meine Sache, Fragen zu stellen«, bekam er zu hören.

»Doch es macht mir Freude, auch deine zu beantworten – da du doch mit dem Wissen nicht mehr das geringste anfangen kannst. Sequus ist der Herr der Wasser. Der große Gegenspieler des Oceanus, der sich auf der Suche nach seinem verschollenen Volk befindet. Sequus befindet sich schon lange in dieser Welt, und niemand weiß etwas von ihm – er mußte warten, bis seine Stunde schlug. Und diese Stunde hat geschlagen – mit dem Auftauchen Kh'or Shans…«

»Was hat Kh'or Shan damit zu tun?«

»Auch das will ich dir gern sagen. Es erfüllt mich mit Genugtuung, daß einer, der sich entschieden hat, so entschlossen gegen uns und Molochos zu kämpfen, im Angesicht des Todes noch Fragen stellt, die für ihn doch eigentlich unwichtig geworden sind. Sequus – befindet sich auf Kh'or Shan. Auf der anderen Seite des Dimensionsvorhangs. Dort ist sein Versteck, dort hat er sich über eine Million Jahre hinweg verborgen gehalten, um im Kampf gegen Mogk Duul den großen Sieg davonzutragen. – Und für diesen Kampf müssen wir uns stärken. Da ist es auch nur verständlich, daß wir jeden Feind, den wir erkennen, ausschalten oder ihn zu unserem Verbündeten machen…«

Rani Mahays Augen verengten sich. Zwischen seinen Brauen entstand eine steile Falte. Er ahnte, was dies bedeutete. Die Fähigkeit der magischen Verwandlung, die Möglichkeit, Außenstehende in die Reihen der Widersacher durch hypnotische Kräfte zu zwingen, war manchen dämonischen Stämmen eigen.

Die Anwesenheit der Menschen hier an Bord wurde ihm plötzlich klar. Eine Vermutung wurde zur Gewißheit.

»Er braucht Menschen, um genügend Kämpfer zu haben«, stieß Rani zornerfüllt hervor. Er spannte seine Muskeln an. Es knirschte bedrohlich in den Schnüren. Es gelang ihm, die Zwischenräume zu erweitern und die Fesseln zu lockern.

»Du hast unsere Abmachung ganz vergessen«, bekam er lautstark und kalt zu hören. Im gleichen Augenblick berührten vier Speerspitzen ihn. »Reiß' den Mund nicht zu weit auf! Und wenn – dann nur um das zu sagen, was wir wissen wollen. – Ja, es ist so, wie du vermutest – und doch ein bißchen anders. Wir rauben Menschen und tauschen dagegen – uns selbst ein.«

Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

Es schien dem Ursen geradezu eine dämonische Freude zu bereiten, jene Dinge beim Namen zu nennen, von denen der Inder noch keine Ahnung hatte. Der Fischgesichtige wußte, mit wem er es zu tun hatte. Die hartnäckigen Widersacher – Björn Hellmark und dessen Freunde – waren im Reich der Dämonen inzwischen bekannt

wie bunte Hunde. »Sequus’ Volk ist noch klein – die Ozeane, die Erde jedoch groß. Nur ein Teil des Sequus-Volkes befindet sich in der ›großen Welt‹. Dort, wo wir herkommen, wo wir geboren werden – ist es ›kleine Welt‹. Dort wartet man auf die, die wir zu bringen versprochen haben. Für einen einzigen Menschen wird ein ganzer Volksstamm der Ursen hier in diese Ozeane eindringen und am Kampf gegen die Menschen und Oceanus teilnehmen können.«

Mahays Schädel brummte. Er wurde mit Problemen belastet, von denen er in dieser Form noch nichts gehört hatte.

Er war in ein Abenteuer geraten, dessen Auswirkungen er in seiner ganzen Größe nicht hatte übersehen können. Professor Merthus hatte wie von einem Eisberg jedoch die Spitze erblickt.

Große Welt? Kleine Welt? Was meinte der Urse damit?

Das Gespräch war bisher für beide Teile schon erfolgreich gewesen. Der Fischgesichtige hatte erfahren, auf welche Weise Rani Mahay an Bord gekommen und wie er in den Besitz des Amulettes des Sequus gekommen war. Rani Mahay wiederum hatte durch den triumphierenden und siegesbewußten Ursen Informationen erhalten, die ihm unter anderen Umständen nie mitgeteilt worden wären.

Das noch in Gang befindliche Gespräch wurde durch einen scharfen Zuruf eines anderen Ursen plötzlich unterbrochen.

Der Fischgesichtige sagte etwas in einer Sprache, die der Inder nicht verstand.

Daraufhin wandten sich wie auf ein Kommando die Köpfe der anderen.

»Ja – sie sind da«, bemerkte der Sprecher, der die ganze Zeit über mit Rani Mahay geredet hatte. »Wir werden unsere Unterredung anderweitig fortsetzen. Es gibt noch eine ganze Menge, was ich von dir wissen will. Aber jetzt müssen wir erst den Austausch vornehmen…«

Die Worte des Sprechers waren noch nicht verklungen, da wurde der Motor der ESMERALDA abgeschaltet. Nach dem Dröhnen und Vibrieren stellte sich eine beinahe unheimliche Ruhe auf dem Schiff ein.

Nur noch der Wind und das Plätschern der Wellen gegen den Rumpf waren zu hören.

Die Fischgesichtigen, die sich eben noch so intensiv mit ihm beschäftigt hatten, schienen mit einem Mal jegliches Interesse an ihm verloren zu haben. Das Plätschern der Wellen gegen den Rumpf der ESMERALDA verstärkte sich.

Das Meer rauschte, und das Schaukeln des Schiffes verstärkte sich.

Doch das alles schien die Ursen an Bord überhaupt nicht zu stören.

Drei Fischgesichtige legten ihre Speere kurzerhand auf die Planken und liefen in den Schacht zurück, der zum Laderaum führte.

Die anderen verharrten an der Reling und starrten auf das nächtliche Meer.

Von dort näherte sich etwas.

Dann war die Nacht plötzlich keine Nacht mehr.

Ein gespenstisch grünes Licht waberte über den hohen Wellen und schwebte in der Luft über ihnen.

Die beiden noch an Deck befindlichen Ursen waren mit den Dingen, die sich außerhalb der Reling abspielten, so befaßt, daß sie den Inder vollkommen außer acht ließen.

Es gelang Rani Mahay sich aufzurichten und in die Hocke zu kommen. Langsam schraubte er sich, verschnürt wie er war, in die Höhe.

Er hatte einen nur wackeligen Stand, aber aufrecht stehend, konnte er wahrnehmen, was auch die anderen sahen.

Unter dem geisterhaften Licht stieg wie der Buckel eines urwelthaften Ungetüms ein schwarzes Etwas aus der Tiefe des Ozeans. Feucht und metallisch schimmerte die gewaltige Oberfläche. Ein Unterseeboot! Aber was für eines… es hatte die Form eines überdimensionalen Haies.

Die riesigen, hellerleuchteten Augen glühten unheimlich. In dem weiten, stilisierten Maul des Metallriesen zeichneten sich dunkle Gestalten ab.

Ursen! Sie bewegten sich aufgeregt wie ein Ameisenhaufen.

Das Wasser rund um das Haifisch-Unterseeboot schäumte und sprudelte.

Mehrere Luken öffneten sich an dem schwarzen Leib. Hellerleuchtete Schächte wurden sichtbar.

Riesige Wasserberge schwappten auf die ESMERALDA zu, die wie eine Nußschale auf den Wellenkämmen schaukelte. Dann beruhigte sich das Wasser wieder. Der Metallfisch lag nur eine Steinwurfweite von dem Fischerboot entfernt im Ozean.

Mahays Sinne waren zum Zerreißen gespannt.

Woher kam nur dieses eigenartige, gespenstische Licht?

Er konnte nirgends einen Scheinwerfer oder sonst eine andere Lichtquelle erkennen. Das Licht war einfach da, als ob es von der Luft selbst erzeugt würde.

Das riesige, fischähnliche Unterseeboot und die ESMERALDA waren davon eingehüllt.

Rani Mahay hatte das Gefühl, als Beobachter auf einen fernen Stern gesandt worden zu sein. Was sich hier abspielte, kam nur zustande durch eine weitgereifte Technik.

Grün-violette Schleier lösten sich wie durch Zauberei aus der riesigen Lichtkuppel, verdichteten sich und bildeten schmale, brückenähnliche Gebilde, die sich von der ESMERALDA bis hinüber in

die hellerleuchteten Schächte des Metallfisches spannten.

Aus dem Laderaum des spanischen Fischerbootes wurden die in Planen eingewickelten Menschen gebracht. Drei Ursen kamen von unten. Jeder von ihnen trug einen der Geraubten auf der Schulter.

Die Fischgesichtigen näherten sich mit ihrer Last der Reling, kletterten hinauf und machten dann einfach einen Schritt ins Freie. Allen Naturgesetzen zum Trotz stürzten sie jetzt nicht in das noch stark bewegte Meer, sondern liefen auf der grün-violetten Lichtbahn wie auf einem Feld, das die Schwerkraft der Erde aufhob.

Die beiden anderen Ursen, die hier oben auf Deck zurückgeblieben waren, traten etwas zur Seite. Der eine, der die ganze Zeit über mit Mahay gesprochen hatte, stellte sich an dessen Seite.

»Wie du siehst, kann uns nichts von dem einmal gefaßten Plan abhalten«, bemerkte der Urse kühl. »Mit diesem Transport schließen wir den Kreis. Mit jedem Menschen, den wir ›ihnen‹ übergeben, kommt Sequus einen Schritt näher an die Erfüllung seiner Wünsche. Die Zeit ist reif. Mehr können wir nicht tun, weil der erste der sieben Todesboten Apokalyptas seinen Ritt begonnen hat. Und mit dem Ritt des ersten Boten müssen die Vorbereitungen abgeschlossen werden. Damit der zweite Bote das zweite Siegel erbrechen kann…«

Rani Mahay wagte kaum zu atmen. Was er da hörte, war eine Offenbarung, die ihn aufs äußerste entsetzte.

In dichter Folge schienen sich die Prophezeiungen der alten Priester Xantilons nun mit einem Mal zu erfüllen.

Dinge, die unendliche Zeiten geschlummert hatten, wurden wach wie Ungeheuer, die wild um sich schlugen und rücksichtslos Leben vernichteten.

Während der Inder da stand, das Herz voller Angst und Sorge, und noch immer die Schmerzen von dem schweren Knüppelschlag auf seinem Hinterkopf spürte, erfüllten die Ursen die Aufgabe, die sie hierher in den unbekannten Bezirk des Ozeans geführt hatte.

Es schien, als könnten sie sich auf den grünen-violetten Lichtbrücken schneller als normal bewegen. Im Nu hatten sie den Raum zwischen der ESMERALDA und dem aufgetauchten, riesigen Unterseeboot überbrückt.

Sie ließen ihre verpackten Opfer einfach in die hellerleuchteten Schächte gleiten, wandten sich um und liefen den Weg zurück, den sie gekommen waren. Im nächsten Moment tauchten sie wieder an Deck des Fischerbootes auf.

Dann holten sie die anderen aus der Tiefe. Das waren Capitano Montez, eine junge Spanierin und der eine der beiden Trödler, die von den Ursen kurzerhand an Bord der ESMERALDA zurückgehalten worden waren. Alle waren ohne Bewußtsein. Auch Montez. Man hatte ihm wieder einen chloroformgetränkten Wattebausch unter die Nase

gehalten, um ihn auf Eis zu legen.

Sie alle bekamen nicht mit, was aus ihnen wurde.

»Du wirst den gleichen Weg gehen«, bemerkte der Urse neben Nahay und sah ihn mit geringschätzigem Ausdruck an. »Aber aus dir wird – vorerst zumindest – nicht das, was mit ihnen geschieht. Dich haben wir für Sequus reserviert. Es wird ihm sicher viel Freude bereiten, sich mit dir zu unterhalten.«

»Was geschieht mit ihnen?« fragte Rani heiser.

»Das sind Dinge, die uns selbst nicht mehr interessieren. Wir geben sie einfach weiter – an Utosh-Melosh-Orsh und an Nh'or Thruu, den Irren von Zoor. – Auch Shab-Sodd wird mit von der Partie sein.«

Das alles waren mystische Namen aus Rha-Ta-N'mys Reich. Die Genannten aber erfüllten einen besonderen Sinn. Durch einen Mann, der wie Björn Hellmark gegen den Einfluß der Finsteren in dieser Welt arbeitete, hatten sie zum ersten Mal von jenen eben genannten, mythischen Gestalten gehört.

Frank Morell, der Dyktenmann, der mit Hilfe eines geheimnisvollen Kristalls übermenschliche Kräfte aktivieren und sich wie ein Supermann durch die Luft schwingen konnte, hatte ihnen davon berichtet.

Und nun wurde Rani schlagartig die ganze Tragweite dieser unheilvollen Aktion klar.

Shab-Sodd, der Dämonenzeuger – von ihm sagte man, daß er überall zu Hause sei. Im Kleinen wie im Großen. Nh'or Thruu, der Irre von Zoor, war eine Gestalt aus der Mikroweit ebenso wie Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige Lügengott. Sie alle waren auf Gedeih und Verderb mit Rha-Ta-N'my verbunden, schienen ein Teil von ihr…

Was sich nun abspielte, geschah so schnell, daß menschliche Augen die einzelnen Abläufe kaum verfolgen konnten.

Das grüne Licht über dem Metallfisch waberte wie Nebel, der plötzlich in Bewegung geriet. Unmittelbar rund um die Schächte, in denen die drei ersten verpackten Menschen verschwunden waren, entstanden weitere, jedoch nun ovale Öffnungen. Ringförmig umgaben sie die mittlere, rechteckige Schachtöffnung.

Säulenstarke Lichtbündel schossen daraus hervor und jagten wie Scheinwerfer in den nächtlichen Himmel über dem Meer.

Die einzelnen Lichtbalken wirkten wie Gitter, die etwas umschlossen. Und genauso war es. Im Hohlraum zwischen den Lichtstäben entstanden Turbulenzen. Die gesamte, gespenstisch grün leuchtende Kuppel, die mehrere tausend Quadratmeter überspannte, geriet plötzlich in Bewegung.

Die Ursen im Maul des Unterseeschiffes begannen zu rennen. Die auf der Lichtbrücke ebenfalls.

Und dann ging alles drunter und drüber. Da war der Teufel los.

Aus dem Nichts heraus tauchten sie auf. Im ersten Moment wirkten sie wie flache, helle Lichtscheiben, die irgendwie an die legendären Ufos erinnerten, die man schon auf der Erde gesichtet haben wollte.

Es waren ufoähnliche Gebilde – und doch ganz anders.

Sie fielen förmlich vom Himmel und landeten inmitten des grünen Lichtfeldes, das bedeutsam für die Ursen und ihre Aktivität war.

Helles Pfeifen und Heulen lagen in der Luft, und der grünschimmernde Himmel über der ESMERALDA und dem Unterseeboot war aufgerissen. Durch die Löcher mit den ausgefransten Rädern war der sternenübersäte Nachthimmel über der See zu erkennen.

Nachthimmel? Sternenübersät?

Ja – nein! Der Blick hoch in den Himmel gewährte mehr, als man normalerweise hätte sehen können und dürfen. Nicht nur die Lichtkuppel war aufgerissen, sondern auch das Firmament. Die Sterne wirkten so nah. Milchige Schleier zogen sich durch einen Schacht langsam in unendliche Fernen weiter.

Rani Mahay konnte in diesen Sekunden direkt ins Weltall sehen.

Und aus der Tiefe des Kosmos' – so schien es jedenfalls – kamen sie heran. Die leuchtenden Scheiben – und das Heer zigarrenförmiger Objekte, die wie ein Hornissenschwarm diese Scheiben begleiteten.

Beim Näherkommen wurden die Bilder klar.

Als die Scheiben sich seitlich neigten, war deutlich die Kuppelform zu erkennen. Eine riesige, gläserne Kuppel, von eigenartigem Licht erfüllt, raste direkt auf die ESMERALDA zu. Dieses Gebilde war nicht leer. Was Rani sah, verschlug ihm den Atem.

Im Innern der Kuppel existierte eine phantastische Stadt. Sie bestand fast nur aus Türmen, Minaretten, spitzen Pyramiden und säulenförmigen Gebäuden, die mit schwebenden Kugeln oder schwingenartigen Ansätzen ausgestattet waren.

Zischend jagten von der Seite in der gleichen Sekunde drei zigarrenförmige Gebilde heran, die sich beim Näherkommen als riesige Metallfische entpuppten. Flugschiffe in Form von Fischen. Die Schiffe waren bemannt. Ein Pilot jeweils steuerte sie heran.

Und dieser Pilot saß nicht unter einer gläsernen Kuppel, sondern ragte mit dem Oberkörper ins Freie.

Die Piloten waren – Ursen.

Lautlos jagten rote Strahlen in das grüne Lichtfeld der Nacht, herab auf das Meer.

Wo das Wasser getroffen wurde, kochte und sprudelte es, als ob ungeheure Hitzeauswirkungen stattfänden.

Die vernichtenden Strahlen peitschten wie Blitze durch die Luft und fraßen sich in das Ziel. Das Ziel war nichts anders als die von den gläsernen Kuppeln umschlossenen Turm- und Minarettstädte.

Die unheimlichen Strahlen fraßen sich wie ätzende Säure in die flirrende Glashülle und schufen eine tödliche Öffnung, in die das gespenstisch-grüne Licht eindringen konnte.

Im Nu war die geheimnisvolle Stadt mit den Säulen, Türmen, Minaretten und spiralförmig geschwungenen, leicht flatternden Bahnen der rätselhaften Straßen, in die man kaum sehen konnte, von dem grünen Licht erfüllt.

Dieses Licht brachte die Auflösung.

Minarette, Türme, Kugeln, Säulen und Pyramidenbauten – alles wurde so grün wie das Licht, das eindrang. Das Licht veränderte die Materie. Die Bauten wurden bröckelig und stürzten in sich zusammen. Lautlos und mehlfein wie Staub.

Welche Schicksale sich in den Säulen und Bauten abspielten, darüber konnte man nur Vermutungen anstellen.

Hier wurde ein Kampf ausgetragen. Ein Kampf vom Umfang eines Krieges.

Und dieser Krieg wurde offensichtlich von beiden Seiten mit erbitterter Härte in einem anderen Teil dieser Welt geführt – und nun durch Ursenwahn hierher übertragen.

Es waren tausend fischähnliche Schiffe, die sich vom Himmel stürzten wie ein Hornissenschwarm. Aber es waren nur einzelne Kuppeln, die irgendwo, und selbst für die Ursen überraschend, hier innerhalb des grünen Lichtfelds auftauchten und von diesen sofort vernichtet wurden.

Rasend schnell jagte die Kuppel, die Mahay zuerst erblickt hatte, auf sie zu.

Die Ursen auf der ESMERALDA reagierten panikerfüllt.

Es kam ihnen offensichtlich in dieser Sekunde nicht mehr darauf an, ihre verpackten Opfer über die Lichtbrücke zu dem wartenden Unterseeboot zu bringen, sondern die eigene Haut zu retten.

Sie ließen ihre Last kurzerhand fallen, sprangen auf die Reling und über Bord.

Der Sprecher an Mahays Seite machte darin keine Ausnahme.

Instinktiv warf Rani Mahay sich noch herum, soweit ihm die Fesseln eine elastische und schnelle Bewegung erlaubten.

Ein ungeheurer Lärm! Eine Detonation, als ob eine Bombe zerplatze… In der Luft ein einziges Jaulen und Kreischen… Wasserberge stiegen auf. Die ESMERALDA wurde wie von einer Riesenfaust in die Höhe gerissen, alsder Sog entstand.

Die angeschmolzene Kuppel mit der zerfallenden Turmstadt knallte seitlich gegen das alte Fischerboot.

Da flogen die Fetzen. Körper wirbelten durch die Luft. Mahay kam sich vor wie ein Stein, der irgendwo hingeschleudert wurde.

Der Rumpf der ESMERALDA zerschmetterte. Große und winzige

Holzsplitter schwirrten durch die Nacht. Das Deck wurde völlig aufgerissen, die Kabine zerstört. Aus dem Maschinenraum stieg eine Flammenlohe.

Treibstofftanks explodierten kurz hintereinander. Und die drei Detonationen hörten sich an wie eine.

Der auslaufende Treibstoff fing sofort Feuer. Auf den Wellen schwimmende Plankensplitter züngelten auf. Riesige Feuerlachen schwammen auf der See.

Ein Bild des Chaos!

Das ganze Meer schien wie bei einem Seebeben in Aufruhr zu geraten. Blitze zuckten durch die Nacht. Rotes Laserlicht, das sich in gläserne Kuppeln fraß grünes Licht, das Turmstädte in Asche legte. Hunderte von Ursen-Flugschiffen jagten durch die Luft oder tauchten ein in die gischtenden Wellen.

Turmhoch stiegen die Wellen und durchsetzten das grüne, gespenstische Licht. Mit dem Wasser wurde der Inder herabgezogen ins Meer.

Dort tauchte er unter.

Hilflos und verschnürt. Wie ein Stein sackte er in die Tiefe.

*

Er wußte, daß er sich in dem Schädeltempel befand. Aber er wollte es einfach nicht wahrhaben.

Der mußte riesige Ausmaße besitzen.

Björn und Pepe kam es so vor, als ob sie sich seit Stunden auf den Beinen befänden. Mehr als einmal hatte Hellmark inzwischen heimlich versucht, seinen Doppelkörper Macabros entstehen zu lassen. Es war ihm kein einziges Mal gelungen.

Die seltsamen Kräfte dieser unwirklichen Welt wirkten noch immer nach.

Jedem neuen Durchlaß, jedem Korridorende, jedem Mauervorsprung näherten Björn und sein Adoptivsohn sich aufs neue mit äußerster Vorsicht. Niemand ahnte, ob nicht gerade dahinter eine mögliche Gefahr lauerte. Und sie waren bis auf Velenas Armreif, der zum Glück einwandfrei funktionierte, vollkommen ohne Waffen.

Die Verliese, in denen sie untergebracht gewesen waren, lagen weit hinter ihnen. Nur mit allergrößter Mühe hätten sie möglicherweise noch mal den Weg zurück gefunden.

Das Innere des Schädeltempels war ein einziges Labyrinth. Bis auf ihre eigenen Schritte herrschte völlige Stille.

Ein neuer Mauervorsprung! Dahinter ein breiter Gang, der sich in mehrere Durchlässe aufteilte…

Doch hier vorn begann offensichtlich ein anderer Abschnitt im

Innern des Schädeltempels.

Das Mauerwerk war glatt und mit heller Farbe gestrichen. Vereinzelt sah man die Ansätze von Fresken und farbigen Bildern. Die Darstellungen konnten ebensogut verblaßt als auch erst hauchdünn vorgemalt worden sein.

Auch hier, wie überall in den Gängen und Korridoren, die sie schon passiert hatten, ragten die in Wandlöchern liegenden Fackeln hervor.

Dann hörten sie auch schon ein leises, gurgelndes Geräusch. Es hörte sich an, als ob unweit von ihnen ein klarer Bach über sauberes Felsengestein sprudelte.

Die Korridore in diesem Bezirk des Tempels waren breiter, die Kammern größer. Sie entwickelten sich zu Hallen und Sälen.

Darin gab es Sitznischen, die mit farbigen, glänzenden Platten ausgelegt waren. Pepe und Björn hatten nicht mehr das Gefühl durch einen Irrgarten zu wandern, sondern durch einen Palast, dessen ehemaliger Glanz allerdings jetzt nur noch zu ahnen war.

Und dann sahen sie, was das Geräusch verursachte.

Inmitten der Halle befand sich wie eine Oase ein blühender Garten.

Darin gab es einen Springbrunnen, weiße Bänke, große, blühende Blumen. Der Garten war überdacht. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Irgend jemand aber mußte doch hier leben…

Pepe öffnete schon den Mund. Er wollte Björn etwas sagen. Doch er unterließ es, als er unweit von ihnen schweres, schnelles Atmen vernahm.

Da war jemand!

Auf Zehenspitzen eilte Björn Hellmark hinüber zu dem Buschwerk, das einen Tümpel umstand.

Hinter ihm begann ein Säulengang, der goldfarben schimmerte.

Es schien, als wären hier alle Wände mit Goldbronze überpinselt.

Vor der vordersten Säule lag eine Frau.

Sie trug ein langes durchsichtiges Gewand. Deutlich zeichneten sich darunter die Konturen ihres wohlgeformten Körpers ab.

Die Frau hatte braune Haut und schwarze, glänzende Haare.

Hellmarks Herz begann zu rasen.

Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Auf dem Boden lag Carminia!

*

Schnell war er um das Buschwerk herum und ging neben der Brasilianerin in die Hocke.

»Carminia?« wisperte er erregt. Pepe tauchte neben ihm auf. Sein Gesicht war bleich. Ungläubig starrte er auf Hellmark, dann wieder

auf Carminia.

Wie kam sie hierher? Carminia, die sich im Reich der Feuerbestien Loana nannte und deren Herrscherin war?

Ihr Puls war schwach. Sie machte einen völlig erschöpften Eindruck.

Björn drehte sich langsam zur Seite. Carminia Brado hielt die Augen geschlossen.

»Carminia? Kannst du mich hören? -Hallo – Carminia?«

Er tätschelte zärtlich ihre Wangen.

Die Augenlider der schönen Frau zitterten. »Björn…?« Wie ein Hauch klang ihre Stimme. »Du lebst… Gott sei Dank… flieh… sie sind… hinter mir her…«

»Wer ist hinter dir her?« Er ließ den Blick in den goldglänzenden Säulengang schweifen. Irgend etwas in der ungewissen Tiefe bannte seinen Blick. Er sah keine Verfolger, keine Beobachter, keine Feinde – es war etwas anderes, was ihn zwang, den Blick dorthin zu wenden. Es war das Gefühl – schon mal hiergewesen zu sein.

*

»Die Feuermenschen… Björn… sie sind hinter mir her… Sie haben erkannt, daß ich… ihnen entkommen bin…«

Carminia sprach stockend und kraftlos.

Es schien, als hätte es nur dieser Worte bedurft. Schlagartig verwandelte sich die Szene.

Sie kamen von links.

Flackernder Feuerschein. Mehrere Feuerbestien aus Kh’or Shan drängten durch Seiteneingänge in die große Halle mit der Tümpeloase.

Da gab es kein Zögern mehr. Wollten sie nicht selbst zu Feuerbestien werden, mußten sie so schnell wie möglich hier verschwinden.

Björn verlor keine Sekunde. Er riß Carminia auf seine Arme und begann zu laufen. Pepe blieb dicht neben ihm, bereit, sofort Hellmarks Hand zu ergreifen, wenn dieser einen entsprechenden Befehl gab.

So lange es jedoch ging, wollte Hellmark die Kraft von Velenas Armreif schonen.

Niemand wußte, wie nötig sie ihn noch brauchten.

Sie konnten nur in eine Richtung fliehen. Durch den Säulengang…

Als Hellmark losspurtete, begannen auch die Feuerbestien zu rennen. In Björns Hirn peitschten sich die Gedanken. Er fand für das alles keine Erklärung mehr. Wieso war Carminia vorhin noch im Glauben gewesen, die Herrscherin Loana zu sein? Wieso lag sie jetzt hier in dieser Halle und flehte ihn um Hilfe an?

Was war in der Zwischenzeit seiner Gefangenschaft geschehen?

Waren Minuten, Stunden oder Tage vergangen?

Wie im Traum war ihm das Gefühl für Raum und Zeit verlorengegangen…

Endlos schien ihm der Weg zwischen den Säulen. Je tiefer er hineinrannte, desto intensiver wurde der Goldton der Wände.

Die Decken über ihm waren mit schweren Goldornamenten verziert, die Säulen wiesen goldene Aufsätze und prunkvoll gestaltete Verzierungen auf.

Der Säulengang führte in einen hellerleuchteten Innenhof. Unwillkürlich richtete Björn seinen Blick nach oben. Er meinte, dort einen klaren, sonnenüberstrahlten Himmel zu sehen.

Doch es war nicht der Fall. Über ihm strahlte in purem Gold die Decke. Zahllose Säulengänge führten in alle Richtungen von der Einmündung ab.

Im Hintergrund sah er kostbar verzierte Schreine und Nischen mit prunkvollen Standbildern. Dazwischen immer wieder kleine Oasen aus grünen Wiesen, blühenden Gärten, freundlichen Seen.

Er mußte an die Worte Loana – Carminias denken, als sie ihm sagte, wohin sie ihn schicken wolle. In den >Tempel der Glückseligkeit… Aber von außen sah dieser furchteinflößende Tempel alles andere als einladend aus. Er mußte sich gestehen, daß er erwartet hatte, einen Horrortempel zu sehen. Nun zeigte sich, daß nur einzelne Teile dieser Tempelanlage offenbar durch dämonischen Einfluß verändert worden waren. Ursprünglich mußte alles mal anders gewesen sein…

Er warf einen Blick zurück. Die Feuerbestien kamen rasch näher.

Björn lief kreuz und quer, Haken schlagend wie ein Hase, durch Gärten, über Blumenfelder, zwischen Säulen entlang und erreichte schließlich einen Saal, der in seiner kostbaren Ausstattung und Schönheit alles übertraf, was er bisher gesehen hatte.

Schwere Gobelins an den Wänden, tief herabhängende Kronleuchter, die aus tausend und mehr Kerzen bestanden, in der Mitte des Saales eine Treppe, die sich wie die Blätter einer Blüte öffnete und auf höher gelegene Galerien führte, die aussahen, als würden sie schweben.

Oben begannen neue Wunder, die Gärtner, Architekten und Träumer sich ausgedacht hatten.

Instinktiv lief Hellmark auf die mittlere, die schmalste aller Treppen zu. Er wußte nicht weshalb…

Wie Stalaktiten in einer Tropfsteinhöhle ragten riesige, spitzzulaufende, prunkvoll gestaltete Säulen von der Decke herab. An ihnen hing die Galerie, zu der sich die in Blütenblätterform gestalteten Treppen hinaufschwangen.

Das alles kam ihm so bekannt vor. Er meinte, erst kürzlich diesen Weg gegangen zu sein…

Aber das war Unsinn. Es konnte nicht sein.

Björn rannte – so schnell es ihm mit Carminia auf den Armen möglich war. Pepe hielt sich tapfer. Kein Wort der Klage. Verbissen hielt er das Tempo durch. Es ging um Leben und Tod.

Auf der an prunkvollen Stalaktiten-Säulen hängenden Galerie lief Hellmark weiter, kerzengeradeaus. Ein Wald von übergroßen Standbildern lag vor ihm. Unterbrochen wurde diese Galerie der Steinernen von lauschigen Plätzen, von denen aus man einen wundervollen Blick in tiefer gelegene, kostbar ausgeschmückte Kammern und Räume hatte, die jetzt jedoch erschreckend leer waren.

All diese Hallen und Säle aber waren dazu geschaffen, fröhlichen Menschen zu dienen.

Unwillkürlich wurde Björn in diesen Sekunden an die leeren Gigantenhallen in dem unterseeischen Palast seines Freundes Oceanus erinnert.

Auch da war alles noch erhalten – nur die Geschöpfe fehlten. War es auch hier ähnlich?

Die Feuerbestien holten auf. Sie waren erstaunlich schnell. Die unruhig lodernden, winzigen Flammen, die den massiv glühenden Kern dieser menschenähnlich gestalteten Körper umhüllten, bewirkten einen gespenstischen Widerschein an den übermannsgroßen Standbildern und den vergoldeten Wänden, Decken und Fußböden.

Dem jungen Mexikanerknaben hingen die schwarzen Locken wirr in das verschwitzte Gesicht.

»Kannst du noch, Pepe?« stieß Björn rasch hervor.

Pepe nickte tapfer. Man sah ihm die Anstrengung an. Er konnte sie nicht verbergen, so sehr er sich auch bemühte.

Es war fast wie damals… Björn erschrak, als ihm dieser Gedanke plötzlich durch den Kopf ging. Wieso – wie damals? Wieder mußte er unwillkürlich an ein ähnliches Erlebnis denken, aber er wußte nicht, in welchem Zusammenhang…

War alles nur ein Traum, an den er sich erinnerte?

Er hielt plötzlich so scharf, daß Pepe in vollem Lauf an ihm vorübersauste.

Björn Hellmark stand genau zwischen zwei riesigen Standbildern. Die stellten eine Frau und einen Mann dar. Königliche Gestalten mit edlen, energischen Gesichtern, gekleidet in kostbare, goldene Gewänder, die mit strahlenden Diamantensplittern besetzt waren, welche in allen Farben leuchteten.

Die beiden Standbilder bildeten ein Tor in einen Korridor, auf den mehrere, riesige, goldfarbene Türen mündeten.

Es schien, als ob Björn Hellmark in dieser Sekunde einen lautlosen

Befehl erhielte.

»Hierher, Pepe! Schnell!« zischte er.

Der Junge aus Yukatan wirbelte herum. Björn deutete in den schummrigen Korridor mit den Türen, »Los! Lauf! Wir werden's schon schaffen… Kopf hoch, Junge!«

Er warf noch einen schnellen Blick zurück. Die Feuerbestien hatten sich ihnen bis auf dreißig Meter genähert.

Zwischen den riesigen Standbildern kamen die Menschen sich vor wie in einem geheimnisvollen Wald.

Die Statuen, die den Korridor bis zur Einmündung in den Gang mit den zahlreichen Türen flankierten, glichen sich hier wie ein Ei dem anderen.

Der gleiche Mann und die gleiche Frau schienen durch eine Form in Serie hergestellt worden zu sein.

Hellmark ertappte sich dabei, daß er mit unruhigem Blick die einzelnen Gestalten absuchte. Das Standbild, das die königliche Gestalt darstellte, mußte es sein…

»Das fünfte von der Abzweigung«, murmelte in diesem Augenblick Carminia Brado.

Hellmark zuckte zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

Genau! Das fünfte Standbild links! Auch Carminia wußte es!

Noch zehn Schritte… noch acht… fünf… noch einer… dann blieb er stehen, Pepe blitzschnell am Arm packend, ehe der weiterlaufen konnte.

Der mit Diamanten und Brillanten besetzte Saum des goldenen Umhangs, den das königliche Standbild trug, weckte Hellmarks Interesse. Der Saum des schwungvollen, steinernen Mantels war scheinbar wie all die anderen ringsum. Aber es gab einen feinen Unterschied, den nur der sah, der es wußte.

Und er – wußte es! Ebenso wie Carminia…

Am vordersten Zipfel waren drei Rubine von fingernagelgroßen, blauen Saphiren umgeben. Die Farbe dieser Rubine war besonders kräftig. Sie leuchteten dunkler, voller als die anderen von den übrigen Umhängen.

Der mittlere Rubin, schoß es Björn durch den Kopf. Er drückte darauf, blitzschnell, wie auf einen Klingelknopf.

Er erwartete etwas Bestimmtes, ohne sagen zu können, was es eigentlich war.

Gehetzt warf er einen Blick zurück. Die Feuerbestien waren nicht an der Wegabzweigung aufgetaucht. Doch jeden Augenblick konnte es soweit sein. Nur wenige Sekunden des Unbeobachtetseins standen ihnen zur Verfügung.

Mit dem Standbild ging eine Veränderung vor.

Der weitschwingende Mantel, der den Sockel fast berührte,

verdeckte das linke Bein der königlichen Statue. Lautlos und wie durch Zauberhand bewegt, öffnete sich der Mantel, als ob die steinerne Statue plötzlich zum Leben erwache.

Zwischen Bein und Mantelsaum entstand ein schmaler Spalt, der gerade breit genug war, daß ein ausgewachsener Mensch sich durchzwängen konnte.

»Los, Pepe!« stieß Björn hervor. »Nichts wie 'rein. Dort sind wir sicher…«

Pepe war ein Junge, der schnell begriff und wußte, worauf es ankam. Das Leben auf Marlos an Björns und Carminias Seite hatte ihn geformt.

»Kannst du gehen?« wisperte Hellmark aufgeregt.

Carminia Brado nickte. Sie wirkte lange nicht mehr so erschöpft wie zu dem Zeitpunkt, als er sie gefunden hatte. Ihre Kräfte waren zurückgekehrt.

Björn stellte die geliebte Frau auf die Füße. Ohne eine Sekunde zu zögern, verschwand Carminia in dem dunklen Spalt zwischen Bein und Mantelsaum aus leblosem Stein.

Björn folgte zuletzt. Wie ein Tunnel wölbte sich die steinerne Decke dunkel über ihm.

Er wandte sich um und starrte aus dem Spalt, während Pepe und Carminia schweratmend hinter ihm standen. Hellmarks Rechte lag auf der Innenkante des steinernen Beins. Er fühlte dort die leichte Erhebung und drückte einfach darauf.

Der Spalt vor ihm schloß sich. Mantel und Bein bildeten wieder eine Einheit. In dem Augenblick, als die beiden steinernen Teile sich fugenlos aneinanderschmiegten, tauchten die lodernden Feuergestalten am Ende der Wegabzweigung auf und hielten inne.

Björn stockte der Atem.

Die Flammengestalten benützten ebenfalls die Abzweigung Richtung Korridor mit den Türen.

Seine Hände ballten sich zu Fäusten. Der Spalt schloß sich endgültig, der Blick nach draußen wurde ihm verwehrt.

Björn wandte sich um und berührte an der linken Seite die Wölbung der Innenwand. Im Innern dieser Statue herrschte ein eigenartiges, goldenfarbenes Licht. Die Quelle selbst war nicht auszumachen. Das Material schien aus sich heraus zu leuchten.

Bange Minuten waren zu überstehen.

Wußte man über dieses Versteck Bescheid – wie sie es erstaunlicherweise kannten? Oder würden die Feuerbestien daran vorbeilaufen in der Annahme, sie hätten irgendeine der Korridortüren geöffnet, um sich dort zu verbergen?

Jetzt hieß es abwarten. Schabende, knisternde Geräusche draußen… jetzt ganz nahe. Direkt in Höhe der Statue, die ihnen zum

Versteck geworden war.

Björn lauschte und blickte gleichzeitig auf Pepe und Carminia, die nur eine Armweite von ihm entfernt standen.

Die junge Brasilianerin hatte den Arm um den Knaben gelegt, der sich erschöpft, aber glücklich an sie lehnte.

Pepes Atem wurde ruhiger.

Die Geräusche draußen entfernten sich. Die Feuerbestien wußten nichts von diesem Versteck und suchten in der falschen Richtung weiter.

Björn schloß eine Sekunde lang die Augen und atmete tief durch.

Dann ging er auf Pepe und Carminia zu und umarmte sie.

Sie standen auf einer Plattform, die leichtgeschwungen um einen steinernen Vorsprung führte. Dahinter führte eine steile Wendeltreppe in die Tiefe.

Björn ging Carminia und Pepe voraus. Er hatte das Gefühl, in einen Schacht zu steigen, der mehrere hundert Meter tief war. Er konnte ihn mit seinen Blicken nicht ausloten.

Schneckenförmig drehte sich die steile Treppe in das Unbekannte. Auch hier herrschte dieses goldfarbene, fremdartige Licht, das aus den Wänden sickerte.

Björn zählte unwillkürlich die Stufen in die Tiefe. Aus seinem Unterbewußtsein stieg etwas empor, es müßten genau achthundertdreiundsiebzig Stufen sein…

Als er am Ende der Treppe angekommen war, waren es tatsächlich achthundertdreiundsiebzig!

Unten wandte er sich um, streckte die Arme nach Carminia aus und hob sie von den letzten vier Stufen herab. Sie war leicht wie eine Feder.

Sie schmiegte sich an ihn.

»Ich war schon mal… hier«, entrann es den Lippen der schönen, dunkelhäutigen Frau. »Ich wußte, daß es das fünfte Standbild sein würde… ich wußte, daß diese Treppen hier kommen würden… und wenn ich mich jetzt umdrehe, dann weiß ich, wohin wir gehen werden. Nur wenige Schritte von dieser Treppe entfernt… werden wir eine Tempelhalle finden… und die steinernen Platten…«

Hellmark nagte an seiner Unterlippe. Je länger er sich hier aufhielt, desto klarer wurden die Bilder in seiner Erinnerung.

Pepe sah sie mit einem ungläubigen Blick an. Er begriff nicht ganz, was hier vorging. Und Björn zog es vor zu schweigen…

Gemeinsam lösten sie sich von der Treppe. Es waren gut zwanzig Schritte, dann schälten sich aus dem goldenen Licht die Umrisse eines Tempels, wie ein Künstler ihn nur im Traum gesehen haben konnte.

Mehrere Altäre, goldene Nischen, Standbilder von erhabener Schönheit. Steinerne Sitzbänke, die sich halbrund vor dem größten der

Altäre formierten.

Spiralförmige Säule wuchsen von einem zentralen Mittelpunkt aus in alle Himmelsrichtungen und wirkten wie ein überdimensionaler Kristall, der in seinem Farbenspiel und Formenreichtum unübertroffen war.

Regenbogenfarbene Lichtbrücken spielten zwischen den Kristallsäulen, und im Innern dieses Tempels gab es runde Brunnen, in denen farbiges Wasser leise plätscherte.

Jeder Winkel, jede Ecke, jedes Bild war ihnen vertraut. Carminia und Björn wußten genau, wohin sie sich wenden mußten.

Mitten vor dem Altar gab es eine Mulde, in runde, kopfgroße Goldplatten eingelassen waren, in denen Diamantsplitter funkelten.

Dies war ihr Ziel.

Jede Platte war lose in einen Rahmen eingelegt. Man konnte sie bequem herausheben.

Die runden Goldplatten ähnelten sich nur in ihrer Form und Größe. Alles andere war unterschiedlich. Die Anordnung der Diamanten die feine Ziselierungen, die Gravuren. Phantastische Bilder und Darstellungen standen im Mittelpunkt.

Auf einer Goldplatte war ein Berittener zu erkennen, der mit einer Lanze sich einem riesigen Ungetüm näherte, um ihm den Garaus zu machen. Eine andere Platte zeigte eine betende Frau, die vor einem geschmückten Altar kniete. Eine dritte Platte wies über zwei geöffneten Blütenkelchen zwei wunderschöne Schmetterlinge auf, die in freiem Flug darüber hinwegschwebten. Mit verschiedenfarbigen Brillanten waren die Flügel besetzt, so daß sie regenbogenfarbig schimmerten.

Björn nahm diese Platte heraus. Darauf waren zwei verschnörkelte Initialen (zu erkennen, die auf dem Schmetterlingsflügel im Doppel wiederkehrten.

Carminia Brado schluckte. Sie deutete auf den linken Schmetterling, in dessen Flügel die orangefarbenen Diamanten überwogen. Türkisfarben setzte sich die verschnörkelte Initiale ab.

»L-o-a-n-a…«, murmelte die Brasilianerin, ihren rechten Zeigefinger auf die betreffende Initiale setzend. »Loana – die Tochter des Hestus…«

Björn legte seinen Zeigefinger auf den anderen Flügel. Der schimmerte mehr türkisfarben durch die Vielzahl der in dieser Farbe leuchtenden Diamanten. Die Initiale dort war orangefarben abgesetzt. »K-a-p-h-o-o-n…«, klang es wie ein Hauch aus Hellmarks Mund. »Kaphoon – der Sohn des Toten Gottes…«

In dieser Sekunde war es ihnen, als ob ferne Vergangenheit für sie lebendig würde. Gleichzeitig setzte die Erinnerung ein.

Carminia und er – waren schon mal hier gewesen. Vor vielen

Jahrtausenden. Nicht als Carminia, nicht als Björn… sondern als Loana, die Tochter des Hestus und Kaphoon, der Sohn des Toten Gottes. Sie waren sich schon mal begegnet – in ihrem ersten Leben. Und jetzt wurde es ihnen bewußt. Hier, am Ort dieser Begegnung…

*

Panik erfüllte ihn. Die Angst krallte sich wie eine Klaue in sein aufgeregt pochendes Herz.

Sauerstoff!

Alle seine Sinne schrien danach. Rundum aber war Wasser. Er konnte nicht nach oben schwimmen, er war kunstgerecht gefesselt. Die Ursen hatten *ganze* Arbeit geleistet.

Strudel und Sog rissen ihn in die Tiefe. Maschinenteile und Planken, die von der ESMERALDA stammten, wurden mit ihm herabgezogen.

Rani Mahay überschlug sich mehrmals. Mit dem Eintauchen ins Wasser hatte er seine Lungen mit Luft gefüllt. Doch der Sauerstoff brauchte sich auf. Erschreckend schnell. Seine Lungen drohten zu platzen.

Er mußte nach oben!

Er spannte seine Muskeln an. Das kostete neuen Sauerstoff. Sekunden wurden zu Ewigkeiten…

Er mobilisierte alle ihm zur Verfügung stehenden Kräfte. Aber die reichten nicht aus, die Fesseln zu sprengen.

Dicht neben ihm sackte eine schwarze Wand in die Tiefe. Der Bug der ESMERALDA. Dicke Nägel ragten aus der zersplitterten Verkleidung.

Er hakte seine Fesseln ein und riß mit äußerster Kraft daran. Es gab einen kurzen, scharfen Ruck. Deutlich war zu spüren, daß mehrere Fasern der Schnur rissen. Ein weiterer Versuch. Schnell und überlegt, trotz der grauenvollen Angst, die ihn gepackt hatte.

Auf Anhieb mußte es gelingen. Und es gelang! Er schaffte es, die Schnur vollends durchzureißen. In äußerster Hast schälte er die Fesseln von seinem Körper. Erst konnte er die Hände bewegen, dann die Arme – dann die Beine.

Frei! Was für ein Gefühl…

Er stieß sich nach oben ab. Sein ganzer Körper befand sich in Aufruhr. Sein Schädel dröhnte. Die Geduld, die er sich trotz allem auferlegte, war bewundernswert. Nur langsam ließ er den Sauerstoff ab, wohl wissend, daß auch verbrauchter Sauerstoff in den Lungen ihm weitere, wertvolle Sekunden Leben schenken würde.

Der Weg nach oben kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Dann endlich ragte sein Kopf ins Freie. Luft! Tief atmete er ein. Wasser spritzte in

sein Gesicht. Wellen warfen ihn auf die Seite. Rundum sah er Dinge, die eher auf einen fremden Stern oder in einen phantastischen Film gepaßt hätten, denn in die Wirklichkeit.

Tausende von Ursen-Flugbooten waren auf dem Meer zur Landung niedergegangen. Dicht lagen die metallenen, an Haifische erinnernden Flugschiffe und bildeten eine Insel, die sich scheinbar bis zum fernen Horizont hin erstreckte.

Das riesige Unterseeboot, das in der Nähe der ESMERALDA vorhin aufgetaucht war, blieb unsichtbar. Nicht mehr zu sehen waren auch die fliegenden Kuppeln, die in den seltsamen Lichtschächten erschienen und von den Ursenflugschiffen vernichtet wurden.

Mahay tauchte kurz entschlossen unter. Er dachte an die Menschen, die mit ihm das gleiche Schicksal erduldet hatten. An Capitano Montez… an die fremde, junge Frau, die in seiner unmittelbaren Nähe vorhin versunken war.

Holzsplitter und zerfetzte Spanten schaukelten auf den Wellen und sammelten sich zum Teil in dem Wellenloch, in das Rani Mahay eintauchte.

Zehn Sekunden später… Er spürte den dunklen, länglichen Körper mehr, als daß er ihn sah.

Eines der Opfer, dem die Ursen ein besonderes Ritual zugedacht hatten?

Langes, schwarzes Haar, das oberhalb der Plane wie eine Fahne im Wind flatterte.

Die junge Spanierin! Mahay packte sie. Gefesselt, wie sie war, riß er sie nach oben. Erst mal mußte sie an die Luft. Dann konnte man weitersehen.

Daß tausend Ursenflugschiffe auf dem aufgewühlten Meer schaukelten, irritierte ihn. Dies bedeutete gleichzeitig tausend Feinde. Sie waren aus der Luft – aus dem Nichts gekommen. Worauf warteten sie nun?

Während er Conchita Funchals Fesseln zerriß und die Ohnmächtige von ihnen und der Plane befreite, jagten sich seine Gedanken wie ein Karussell.

Der Urse, der ihm das Amulett mit dem Konterfei des Sequus' – das er irrtümlicherweise für eine Darstellung des Oceanus' gehalten hatte – abnahm, machte einige Andeutungen, die er jetzt zu verstehen glaubte.

Die Welt des ›Großen‹ und ›Kleinen‹ – konnte damit nicht der Makrokosmos und die Mikroweiten gemeint sein? Kamen die Ursen etwa von daher? Sie waren auf Nachschub von ›drüben‹ angewiesen, das war eindeutig durch die Worte des Ursensprechers zu erkennen gewesen.

Die Ursen waren Fremde in diesem Universum. Sie stammten aus

einer anderen Dimension, aus einem anderen Kosmos und gehörten ganz offensichtlich zu den Hilfsvölkern und Erfüllungsgehilfen Rha-Ta-N'mys, der Dämonengöttin.

Der Inder hatte einen Verdacht. Es sah ganz so aus, als könnten die Ursen sich hier in diesen fremden Meeren, die sie trotz allem zu beherrschen versuchten, nicht so entfalten, wie sie es von ihrer Ursprungswelt gewöhnt waren. Konnten sie sich möglicherweise hier überhaupt nicht vermehren? Fand die Vermehrung jenseits der Schranken einer anderen Dimension statt und holten sich die Ursen, die bereits hier lebten und wirkten, dann Unterstützung durch ein magisches Ritual? Bei diesem Ritual spielten die Menschen offenbar eine große Rolle.

In seiner unmittelbaren Nähe schwamm eine grün angestrichene Tonne auf den Wellen. Kurzerhand packte Rani die Spanierin, die noch immer ohne Bewußtsein war und viel Wasser geschluckt hatte. Er zerrte sie herum, legte Conchita einfach über die Tonne und band sie mit den Fesseln fest, die er zuvor von ihr gelöst hatte.

Unter äußerst schwierigen Umständen versuchte er das Wasser aus Lunge und Magen der jungen Frau herauszupressen. Die Mund-zu-Mund-Beatmung auf dem offenen Meer bei der schaukelnden Wellenbewegung erwies sich als äußerst schwierig, jedoch nicht unpraktizierbar.

Wie alles weitergehen sollte, selbst wenn es ihm gelang, das Leben der jungen Unbekannten zu erhalten – das wußte Rani Mahay selbst nicht.

Wieviel hundert oder tausend Meilen sie vom Festland entfernt waren – wer konnte das schon sagen? Er hatte weder die Kraft noch die Ausdauer, eine solche Entfernung zurückzulegen. Das übertraf die normalen Kräfte jedes Menschen.

Da war es ihm, als ob er was vergessen hätte, was ihm jetzt plötzlich wieder einfiel.

Er verfügte ja über die Gabe der Teleportation. Wie hatte er die bloß vergessen können?

Ob die hautnahe Begegnung mit den fremdartigen Ursen dafür verantwortlich zu machen war, daß ihm plötzlich gewisse Dinge zu Bewußtsein kamen, die ihm offensichtlich davor entfielen?

Das Mädchen auf der Tonne hustete und spuckte Wasser. Sie stöhnte und sagte irgend etwas, was er nicht verstand.

Hier wurde er gebraucht. Er konnte sich nicht einfach aus der Verantwortung stehlen. Er bedauerte, daß bei ihm die Gabe der Teleportation nicht so ausgebildet war wie bei Björn Hellmark. Mahay hatte lediglich die Möglichkeit, sich allein von Marlos an jeden beliebigen Ort auf der Welt zu versetzen. Aber er konnte niemand mitnehmen. Und wie gern hätte er dieser Fremden geholfen…

Gerade für sie wäre Marlos jetzt der richtige Ort gewesen. Dort herrschten Ruhe und Stille, und die Ursen konnten ihr nichts anhaben.

Doch das waren Träume. Was sich nicht realisieren ließ, mußte man mit anderen Mitteln angehen.

Er dachte an Capitano Montez. Auch er war nach der Explosion wie ein Stein in der Tiefe versunken.

Rani Mahay bedauerte, nur einen Körper und zwei Hände zu haben. In diesem Augenblick hätte er viele Körper und Hände gebrauchen können. Hilfe von außerhalb konnte er nicht erwarten. Er war auf sich allein gestellt.

Konnte er es wagen, die junge, nun zu sich kommende Frau einige Sekunden allein zu lassen und sich in dieser Zeit auf die Suche nach Capitano Montez zu begeben, der ebenso hilflos verschnürt vom Ertrinkungstod bedroht war?

Die Ereignisse nahmen ihm die Entscheidung ab.

Die Veränderung wurde nicht durch die vielen hundert Ursenflugschiffe hervorgerufen, die in der Dunkelheit auf den Wellen schaukelten und auf irgend etwas zu warten schienen, sondern durch das riesige Maul, das unmittelbar neben ihm auftauchte.

Es ging alles so schnell, daß er überrumpelt wurde.

Die Wasseroberfläche spritzte und schäumte. Der Inder wurde wie von einer Faust gepackt und weggerissen von der Tonne, an der er sich noch festzukrallen versuchte. Rani Mahay flog förmlich über die Wasseroberfläche hin und näherte sich dem gigantischen Maul, das dem eines überdimensionalen Haifischs glich.

Da war wieder das Unterseeboot der Ursen.

Mit gewaltigen Wassermengen wurde sowohl der Inder als auch die Tonne mit der angebundenen Conchita Funchal in den Schlund gezogen.

Mahay überschlug sich mehrmals. Mit ihnen fanden auch Holzsplitter und andere auf der Wasseroberfläche schwimmende Utensilien von der ESMERALDA ihren Eingang in das riesige Metallmaul.

Der Schlund mündete in einen Stollen, der wiederum in ein Becken. Dort wurde alles gesammelt. Dies war in der Tat ein riesiges Auffangbecken, in dem sie zwischen Tang, Fischen, zersplitterten Planken, leeren Flaschen, Konservendosen und Muscheln sich wiederfanden.

Zwischen Unrat und Seepflanzen tauchte der Inder auf. Wie ein riesiger Staubsauger zog das Gigantenmaul alles in sich hinein und sammelte es hier in diesem Becken.

Dann hörte der Strom des hereinbrechenden Wassers plötzlich auf. Das Maul schloß sich. Am Rand des Beckens, zwischen den Planken, Lappen und Dosen, schaukelte etwas Dunkles, Längliches.

Capitano Montez!

Mahay zögerte nicht, ihm die Fesseln zu entfernen und alles zu tun, auch diesem Mann zu helfen.

Montez lebte. Er atmete schwach, unregelmäßig, und sein Puls war kaum fühlbar.

Ein ungeheures Dröhnen erfüllte das Innere des Schiffsleibes.

Das U-Boot ging auf Tauchstation.

Das Wasser in dem Becken schwappte wild. Schmutziger Schaum sammelte sich an den Rändern, tote Fische wurde teilweise hinausgeschleudert auf den glatten Metallboden, der, schmal und terrassenförmig gestuft, dieses Auffangbecken umgab.

Sie waren abermals Gefangene der Ursen.

Mit dem Riesenschiff ging es hinab in unerforschte Tiefen des Meeres. Hier waren die Fischgesichtigen – seit einiger Zeit – zu Hause.

Benommen und erschöpft unterbrach der Inder schließlich seine Maßnahmen zur Rettung des spanischen Capitanos, der befreit war, tief durchatmete und die Rückkehr ins Leben Rani Mahay mit einem dankbaren Blick quittierte.

Zu mehr reichten seine Kräfte nicht aus.

Mahay unternahm einen Versuch. Er wollte und mußte Björn von den Vorfällen unterrichten. Sein Ziel war es, sich mit einem intensiven Gedanken nach Marlos zu katapultieren.

Doch seine Kräfte brachten den Sprung nicht zustande. Er war zu erschöpft. Er mußte hier bleiben.

Und niemand wußte, was ihrer harrte.

Als ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, tauchte nur wenige Meter von ihm entfernt eine gläserne Kuppelstadt auf, in der sich zwischen mehlfeinem Staub noch einige der seltsamen, mysteriösen Bauwerke befanden.

Rani Mahay schwamm darauf zu…

*

Schlagartig kehrte die Erinnerung zurück. Björn Hellmark war es, als wäre das, was er erlebt hatte, erst gestern geschehen. Dabei waren mehr als zwanzigtausend Jahre vergangen.

In seinem ersten Leben als Kaphoon war er hierher nach Kh’or Shan verschlagen worden. Nein. Er war freiwillig gekommen. Ein furchtbares Ereignis auf Xantilon hatte ihn veranlaßt, ein Schiff zu besteigen und die geheimnisvolle Feuerinsel Kh’or Shan anzusteuern.

Loana – die Tochter des Hestus – war von Unbekannten entführt worden. Alles wies jedoch darauf hin, daß das Ziel der Entführung nur Kh’or Shan sein könnte.

Loana, die Frau, die er liebte, schwebte in tödlicher Gefahr. Von

Kh’or Shan war noch niemand lebend zurückgekommen.

Kaphoon, der Sohn des Toten Gottes, der Mann, dessen Heldentaten in aller Munde waren, wagte es jedoch, das Risiko auf sich zu nehmen und den Spuren Loanas zu folgen.

Er erreichte Kh’or Shan. Systematisch suchte er das winzige, sichtbare Eiland ab und geriet schließlich hinter den Nebelvorhang, der die Dimensionen trennte und hinter dem sich das wahre Gesicht der Feuerinsel zeigte.

Hellmark konnte sich genau entsinnen, daß er mit dem Schwert des Toten Gottes einen schweren Kampf ausfocht, um die Feuerbestien zurückzuschlagen und in den Schädeltempel einzudringen, in dem Loana gefangengehalten wurde.

Damals zeigte das Schwert eine einwandfreie Wirkung. Es gelang ihm, seine Feinde damit zurückzuschlagen und sich den Weg freizumachen zum Ort, wo die Gefangene festgehalten wurde.

Dort erlebte er jedoch eine Überraschung – wie vor wenigen Stunden.

Loana saß auf dem Thron der Feuermenschen. Sie war deren Herrscherin. Mit keinem Wort gab sie zu verstehen, daß sie ihn kannte und begriff, weshalb er gekommen war. Sie sah nicht den Freund, den sie liebte, in ihm, dessen Frau sie mal werden sollte – sondern den Feind, der vernichtet werden mußte.

Die Ähnlichkeit der Vorfälle von damals und heute war frappierend.

Die ganze Vergangenheit schien sich unter anderen Vorzeichen nochmals zu wiederholen.

Kaphoon wurde seinerzeit in einen Hinterhalt gelockt und niedergeschlagen. In einem Gefängnis fand er sich wieder. Dort lernte er einen anderen Gefangenen kennen, durch den er einiges über das rätselhafte Kh’or Shan, die Feuerbestien und die angebliche Herrscherin Loana erfuhr. Der unheimliche Sequus – der König der Ursen – war verantwortlich zu machen für das, was in diesem Teil Kh’or Shans geschah.

Er verfügte über magische Kräfte. Er hatte Loana verzaubert. Sie wußte nicht mehr, daß sie die Tochter des Hestus war – sondern war überzeugt davon, Herrscherin über Kh’or Shan zu sein. Dies wiederum bedeutete, daß Sequus zuvor die wahren Herrscher ausgeschaltet hatte und daß die Feuermenschen sich ebenfalls, wie Loana, in Wirklichkeit in seiner Abhängigkeit befanden.

Das Ganze war wie ein Märchen, wie eine Legende aus ferner Zeit.

Es gelang Kaphoon seinerzeit aus seinem Gefängnis zu fliehen und in Loanas Gemächer vorzudringen, ohne von deren Wachen und von Sequus entdeckt zu werden.

Damals gelang es Kaphoon, den magischen Schleier von Loanas

Augen zu reißen und sie die Dinge so sehen zu lassen, wie sie wirklich waren. Die schöne Geliebte, die ihm versprochen war, erkannte ihn. Auf die Ereignisse von damals war Carminia Brados Verhalten zurückzuführen. Es gab nicht mehr den geringsten Zweifel, daß sie für eine kurze Zeit sich ganz plötzlich dieser Situation auf Kh'or Shan erinnert hatte und im Glauben war, wieder die Herrscherin der Feuerbestien zu sein.

Rasend schnell zogen die Bilder an Hellmarks geistigem Auge vorbei. Und mit einem Blick in Carminias Augen wurde ihm bewußt, daß auch sie sich der fernen Vergangenheit erinnerte und begriff, daß sich ihre Wege schon mal gekreuzt hatten…

»Hier in diesem Tempel…«, lösten sich die Worte wie ein Hauch von den Lippen der schönen Brasilianerin. »… haben wir uns getroffen… deshalb unsere Kenntnisse über den Verlauf der Korridore, die Lage der Tempelhallen, den Fluchttunnel im Innern des einen Standbildes. – Hier vor dem Altar, von dem man sagt, daß er in fernster Zeit – noch vor unserm Dasein als Loana und Kaphoon – immer nur glückliche Paare gesehen hat, erfüllte sich mein Schicksal…«

Die Gedanken an damals und das Wissen um die Vergangenheit führten dazu, daß sich Hellmarks Herz mit Trauer erfüllte. Damals wie heute machte er neue Erfahrungen.

Damals waren sie verwundert, im Innern des so grausam und dämonisch aussehenden Schädels diese palastartige Anlage zu finden. Alles wies darauf hin, daß hier einst glückliche Menschen gelebt und gewirkt hatten. Doch die waren nun verschwunden. Die Feuerbestien aus Kh'or Shan konnten niemals die eigentlichen Bewohner dieser Stätten sein. Eindeutig erkannten sie seinerzeit, daß vor ihnen schon viele glückliche Paare hier gewesen waren, um sich trauen zu lassen und die erste Zeit ihrer Ehe hier zu verleben. Die eingelassenen goldenen Platten waren die Zeugen jener Tage.

Und die Platte, auf denen sie die beiden Schmetterlinge mit ihren Initialen erkannten, erinnerten an den Augenblick höchsten Glücks, aber auch tiefster Trauer.

Hier vor dem Altar hatte Carminia Brado, damals Loana, ihr Leben ausgehaucht.

Von mehreren Pfeilen fischgesichtiger Ursen getroffen, stürzte sie blutüberströmt zusammen und starb in seinen Armen.

Er verfolgte die Mörder, wurde ihrer jedoch nicht habhaft. Sie tauchten unter in unzugänglichen Verstecken, ließen sich nicht wieder sehen.

Zur Erinnerung an seine Liebe und seinen Schmerz ließ er seinerzeit diese goldene Platte hier zurück. Damals noch standen neben dem Altar zwei große Behälter, aus denen man die Platten und

die Diamanten- und Brillantensplitter herausnehmen konnte. In stundenlanger Arbeit gestaltete er die Schmetterlinge und brachte die Initialen der Geliebten und die seinen auf der Platte unter. Es war ihm gelungen, seinerzeit die über alles geliebte Frau zu retten, und dann hatte er sie doch wieder verloren. Der Tempel der Glückseligkeit wurde zum Grab Loanas.

Carminia ging einen Schritt auf ihn zu. Sie lehnte ihre Stirn an sein heißes Gesicht und flüsterte. »Als ich damals starb, sprach ich von den Schmetterlingen. Wie ihr schwereloser, schwebender Tanz in sonniger Luft, so hätte unser Leben ein sollen… Sequus Grausamkeit machte einen Strich durch die Rechnung. Der Schmetterling – war das Symbol unserer Liebe. Wie er sich aus einer nichtssagenden Puppe entwickelte und zur strahlenden Schönheit entfaltete, so sollte sich auch unsere Zuneigung immer weiterentwickeln. Und ich bat dich, wenn du nach Xantilon zurückkehrst und Schmetterlinge sehen würdest, an mich zu denken.«

»Ich habe immer an dich gedacht, Loana.« Es wurde ihm nicht bewußt, daß er sie weder Schoko noch Carminia nannte. In diesem Augenblick fühlte er sich in die Vergangenheit zurückversetzt, erinnert an diese große Liebe, die er nie hatte vergessen können. »Und wie zwei Schmetterlinge, die unabhängig voneinander an zwei entfernt liegenden Punkten geboren werden und ihren Flug durch die Luft beginnen, so haben sich unsere Wege wieder gekreuzt. In einem zweiten Leben – als Carminia und Björn.«

Eine Minute lang schwiegen sie. Er hielt sie in seinen Armen, und sie ließen ihren Gedanken freien Lauf.

Pepe stand in ihrer unmittelbaren Nähe und war Zeuge der Worte, die Carminia und Björn gesprochen hatten. Damit wurde er zum Vertrauten eines Geheimnisses, das auch Carminia und Björn erst eben erkannten.

Hellmark erinnerte sich seines ungebundenen Lebens überall in der Welt. Beim Karneval in Rio hatte er Carminia zum ersten Mal gesehen. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen. Er fühlte sich auf eine Weise zu dieser Frau hingezogen, wie er es nicht beschreiben konnte. Und auch Carminia hatte es nicht anders empfunden.

Ohne damals zu ahnen, daß ihre Liebe schon vor einigen Jahrtausenden begonnen hatte, mußten sie sich oft in Gesprächen gestehen, daß es ihnen so vorkam, als würden sie sich schon eine Ewigkeit kennen, und keiner war dem anderen mehr fremd.

Trotz der Wucht der flutartigen Erinnerungen, die sie beide überfielen, blieben viele Fragen offen. Da bestanden Erinnerungslücken.

Wie hatte er damals den Rückweg nach Xantilon gefunden? Auf welche Weise nur war er hier weggekommen von dem Tempel der

Glückseligkeit? Wo hatte er Loanas Leiche zurückgelassen?

Fragen über Fragen – und keine Antworten…

Während er Carminia in den Armen hielt, blickte er sich um. In dieser prunkvollen, phantastischen Umgebung kamen ihm die Dinge vertraut und doch so fremd vor.

Er erinnerte sich daran, daß er in dieser Halle gekämpft hatte. Mit Feuerbestien – und mit Ursen…

Da verengten sich seine Augen, als er die Freskenbänder unterhalb der Decke sah, die Kampfszenen darstellten.

Wer immer die Fresken gemalt und die Szenen in Stein gemeißelt hatte, mußte genau wissen, was sich hier vor Jahrtausenden ereignete. Es schien, als ob er Zeuge gewesen wäre.

Die Reliefbilder und Fresken stellten ein Heer von Ursen dar, die mit Speeren, Pfeil und Bogen und primitiven Handfeuerwaffen ausgerüstet waren. Sie waren in aggressiver Stellung, in Farbe und Stein verewigt.

Die anheimelnde, schützende Atmosphäre, die Hellmark bei seinem Eintreffen unten im Tempel vorgefunden hatte, wirkte mit einem Mal verändert.

Wieso hatten sie nicht sofort die Bilder und Reliefs wahrgenommen?

Unruhe erfüllte ihn.

Die ganze Zeit über waren sie auf der Flucht gewesen vor den Feuerbestien aus Kh’or Shan. Auch damals waren sie schon seine Feinde. Doch alles wies darauf hin, daß das Volk der Feuerbestien ein künstlich geschaffenes Volk war, dem Willen eines grausamen Magiers unterstellt.

Sequus!

Unwillkürlich mußte er an den König der fischgesichtigen Ursen denken. Auf irgendeine erschreckende Weise war er einem Feind ähnlich, der durch Rani Mahay sein Ende gefunden hatte: Tamuur, der Scharlachrote.

Tamuur war imstande gewesen, jede Art von Leben nach seiner Vorstellung zu formen und zu verändern. Diese züngelnden Feuergestalten, mit denen sie es bisher zu tun gehabt hatten, könnten direkt Kinder seiner magischen Phantasie sein.

Hellmarks Augen begannen zu tränen. Was war nur los mit ihm?

Je länger er auf die Bilder und Reliefs starrte, desto verschwommener wurden sie. Er schloß einmal heftig die Augen, preßte sie fest zusammen und öffnete sie dann wieder.

Da war alles wieder so, wie er es zuvor wahrgenommen hatte. Die Wände bestanden aus purem Gold, und die Bilder stellten Szenen aus einem paradiesischen Garten dar. Da waren keine bewaffneten Ursen zu sehen, keine Feinde…

Wieso wurde er gerade hier – an diesem Ort – dauernd an die Ursen erinnert.?

Er zermarterte sich das Gehirn. Aber da war eine Barriere, die er nicht niederreißen konnte, so sehr er sich auch bemühte.

Er blickte sich suchend um. Hier mußte es einen Ausweg geben. Aber er konnte nirgends einen Durchlaß, keinen Gang und keine Tür entdecken.

»Kannst du dich an irgend etwas entsinnen, Schoko?« fragte er leise.

Sie blickte ihn groß an.

Er war seltsam verwirrt. Das irritierte ihn. Und die Ursen wollten ihm nicht aus dem Sinn gehen…

Er löste sich von Carminia Brado. Er nahm Pepes Hand und drückte sie in die Rechte der Brasilianerin.

»Ihr beide bleibt jetzt zusammen. Hier, vor diesem Altar.« Mit diesen Worten streifte er Velenas Armreif vorsichtig von seinem Armgelenk. Er reichte ihn Carminia. »Dies ist zu eurem Schutz. Etwas ist mir nicht ganz geheuer. Ich muß herausfinden, was es ist. Wenn irgend jemand hier auftauchen sollte, der es nicht gut mit euch meint – ihr habt den Armreif! Auf ihn könnt ihr euch verlassen! Eine kurze Drehung genügt, und ihr werdet beide nicht mehr sichtbar sein. Hier, innerhalb des Tempels, könnt ihr euch dann bewegen, wohin ihr wollt. Ich hab nur die einzige Bitte – verlaßt ihn nicht, ehe ich wieder zurück bin. Damit wir uns nicht verlieren. Ich muß in den Thronsaal, um dort das zu holen, was mir gehört…«

Damit meinte er die Dämonenmaske, den Trank der Siaris und das Schwert des Toten Gottes.

In ummittelbarer Nähe des Thrones, von dem aus Carminia Brado vor kurzer Zeit noch als Herrscherin Loana fungiert hatte, würde er die Dinge finden.

»Paß' auf, Björn«, sagte die dunkelhaarige Frau aufgeregt. »Am besten dürfte es sein, wir kommen mit dir.«

Hellmark schüttelte heftig den Kopf. »Das kommt überhaupt nicht in Frage. Hier seid ihr sicher. Ich weiß es ganz genau…«

Er lauschte dem Klang seiner eigenen Worte. Woher wußte er, daß Pepe und Carminia hier sicher waren? Führte er das darauf zurück, daß es ihm vor zwanzigtausend Jahren in seinem Leben als Kaphoon gelungen war, ungeschoren diesen Tempel der Glückseligkeit wieder zu verlassen?

»Ich bin – so schnell es geht – wieder zurück. Überall in den Korridoren, Kammern, Gewölben und Tempeln wird man nach uns suchen. Aber nicht hier – und auch nicht im Palast selbst.«

Er wußte genau, wohin er sich wenden mußte, um in den Palast zu kommen. Das war seltsam, denn den Ausgang aus diesem Tempel

kannte er nicht.

Manchmal kam es ihm so vor, als ob es da irgend etwas gebe, das ihn daran hinderte, den vollen Umfang der Erkenntnisse zu gewinnen. Wie ein posthypnotischer Befehl wirkte da etwas nach, wenn er nur wüßte, was es war…

Er gab sich selbstsicher. »Wir werden es schon schaffen.« Während er das sagte, war er jedoch mit seinen Gedanken ganz woanders.

Er glaubte sich erinnern zu können, daß er seinerzeit durch einen geheimen Schacht in das Innere dieses Tempels gelangt war und von hier aus den Weg über die Treppen und den Geheimstollen durch das Standbild genommen hatte. Wenn er den Säulengang geradeaus lief, stieß er genau auf das Portal, das in den Palast führte, aus dem er seinerzeit Loana raubte…

Er durchquerte den Tempel und lief die steilen Treppen in die Höhe. Er teilte seine Kräfte gut ein und kam nur geringfügig außer Atem. Ohne den geringsten Zwischenfall erreichte er die Stelle, wo sich der geheime Mechanismus befand.

Einen Moment lang blieb Hellmark lauschend stehen. Er hörte nicht das geringste Geräusch. Dann erst drückte er auf die Erhebung in der Mulde.

Lautlos teilte sich die steinerne Wand vor ihm. Ganz langsam verbreiterte sich der Spalt, und er konnte hinaussehen in den menschenleeren Säulengang.

Er vergewisserte sich, daß niemand ihn sah, und verließ dann vorsichtig sein Versteck.

Er versäumte es nicht, den mittleren der drei rubinfarbenen Brillanten zu drücken, um den Spalt wieder zu verschließen. Niemand sollte diesen Fluchtweg kennenlernen.

Auf Zehenspitzen eilte er schließlich in den Tempelgang, in dem vorhin zahllose Feuerbestien aufgetaucht waren…

*

Sie waren allein.

Sie sollten sich geborgen fühlen, doch das Gefühl kam nicht auf.

Auch Carminia spürte, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Doch sie ließ sich nichts anmerken, um Pepe nicht zu ängstigen.

»Carminia!« wisperte der Junge.

»Ja, Pepe?«

»Da oben… an der Wand… direkt unter der Decke… siehst du das auch?«

Sie hob den Blick, wollte etwas sagen – doch die Worte blieben ihr wie ein Kloß im Hals stecken.

In den schattigen Ecken unterhalb der Decke bewegte es sich. Es schien, als ob dort Fledermäuse hockten, die sich plötzlich zu regen begännen oder Schatten, die zum Leben erwachten…

In den breitlaufenden Reliefbildern schien der Stein zu atmen, zu pulsieren.

Ursen!

Carminia Brado hatte in dieser Sekunde die gleiche Vision wie kurz zuvor Björn Hellmark.

Auch sie sah die Armee der kämpfenden Ursen in den Reliefdarstellungen, die sonst unsichtbar waren.

Nur mit einem Unterschied: Sie waren nicht mehr aus Stein! Die Ursen dort unter der Decke – lebten und atmeten. Rundum wimmelte es von den fischgesichtigen Feinden.

*

Lautlos wie ein Schatten bewegte er sich durch den schmalen Korridor.

Er mußte zurück über die Galerie und von da aus über die Treppen, die ihn zu dem blütenähnlichen Gebilde hinabführten.

Die Bilder in Hellmarks Erinnerung wurden immer klarer. Jetzt nach seiner Rückkehr aus dem ›Tempel der Glückseligkeit‹ wußte er auch wieder, in welcher Richtung sich der Palast befand.

Es war erstaunlich, daß er Carminia so weit abseits gefunden hatte. Dies war ein glücklicher Zufall. Sie mußte die ganze Zeit über durch das Labyrinth der Durchlässe geirrt sein, unbewußt jene Halle suchend, die offensichtlich einen gewissen Schutz versprach.

Aber selbst da war er sich nicht mehr ganz sicher. Damals, in seinem ersten Leben als Kaphoon, war etwas geschehen, das er nicht mehr richtig zusammenbekam.

Beunruhigt drängte es ihn zur Eile.

Er passierte die Halle mit den Blütentreppen und der Galerie und hielt sich links. In Form bizarrer, phantastisch veränderter Regenbögen überquerte er Teiche und Schluchten, die den Eindruck vermittelten, als würde er über die Erde schweben, wie sie zu Anbeginn der Zeiten gewesen war.

Wer waren die Erbauer dieser Hallen und Höhlen, Schluchten und Täler im Innern des gigantischen Schädeltempels?

Das Ende der weitausschwingenden Brücke mündete in ein goldenes Portal, das sich automatisch vor ihm öffnete, als er bis auf Reichweite herangekommen war.

Dann sah er den Palast mit den gewaltigen, prunkvollen Säulen, die Gewölbedecke und den Thron, der auf einem Podest stand und von schmalen Flammensäulen umhüllt wurde.

Im Innern gab es mehrere kleinere Krater, die wie Augen unheilvoll glühten.

Gespenstische Licht- und Schattenbilder reflektierten an der Decke und den Wänden.

Als Björn in diesen Saal blickte, überflutete ihn das Wissen um damals.

Auch hier hatte er gekämpft. Gegen Feuerbestien. Und sie empfindlich geschlagen. Damals waren diese Feuergeschöpfe – Feinde. Heute aber waren die Feuermenschen – Verwandelte. Ein unheilvoller Geist nützte das Leben Ahnungsloser aus, um sich selbst Vorteile und Schutz zu schaffen.

Sequus, der wahre Herr über Kh'or Shan – war seinerzeit von Kaphoon durch das Zurückholen Loanas an einer empfindlichen Stelle getroffen worden.

Die wunderbaren, magischen Kräfte des Schwertes des Toten Gottes bauten um Sequus eine Barriere auf, die er offensichtlich bis heute noch nicht völlig wieder niederreißen konnte.

Was er damals vor mehr als zwanzigtausend Jahren in seinem ersten Leben erfuhr, wurde nun wieder Bewußtseinsinhalt.

Der Schöpfer dieses Teils Kh'or Shans war der magische Geist des Sequus', den er überlistet hatte!

*

Nun begriff er auch, weshalb Carminia ihn als Loana nicht sofort hatte töten lassen.

Sequus war noch nicht wieder so weit… Er, Hellmark, sollte im Verlies schmachten, bis der Herr über Kh'or Shan im Vollbesitz seiner Kräfte war und den Triumph über den Untergang eines Todfeindes voll auskosten konnte.

Die Krater im Innern des Palastes waren wie Augen, die alles in sich aufnahmen, und sie waren wie Empfangsgeräte, die alles wiedergeben konnten.

Und er begriff auch, weshalb er mit den Fähigkeiten, die ihm sonst zur Verfügung standen, hier nichts wieder ausrichten konnte.

Der Fluch des Sequus, des unheimlichen Königs der Ursen erfüllte sich über die Jahrtausende hinweg. Ihre Wiederbegegnung war prophezeit. Die Kräfte von damals, die Kaphoon zur Verfügung standen, und die Kräfte, die Hellmark heute besaß, hoben sich auf. Gleiche Pole…

Als Sequus in der Vergangenheit den kürzeren zog, prophezeite er Kaphoon, daß der Tag kommen würde, an dem er als Sieger hervorgehe.

Hellmark jagte mit weitausholenden Schritten durch den

verlassenen Palast, hinüber zu dem Thron. Dort lagen auf einem kegelförmigen Säulentisch sein Schwert, der Lederbeutel, in dem sich das Fläschchen mit dem Trank der Siaris befand, und jenes bräunliche, zusammengefaltete Etwas, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Damenstrumpf hatte. Die Dämonenmaske…

Der blonde Mann mit dem markant geschnittenen, sonnengebräunten Gesicht eilte die sieben Stufen empor. Er griff nach dem Schwert. Leicht und gekonnt hielt er es in seiner Hand. Er steckte die Dämonenmaske ein und befestigte den Lederbeutel an seinem Gürtel.

Und nun zurück! So schnell wie möglich. Zu Carminia und Pepe…

Da bewegte sich lodernder Schein hinter der neben ihm aufragenden Stützsäule, die oberhalb des Thronsitzes einen verzierten, aus Stein bestehenden Baldachin stützte.

Eine Feuerbestie!

Sie kam direkt auf ihn zu.

In Hellmarks Hand zuckte es. Das Schwert kam in die Höhe.

»Nicht!« klang die Bitte aus dem lodernden Mund des Feuerwersens. »Bekämpfe mich nicht! Ich bin nicht dein Feind, ich bin dein Freund!«

Er erkannte die Stimme sofort wieder. Es war die von – Susan Andrews.

*

»Susan?« entrann es seinen Lippen überrascht.

Sie ging einen Schritt auf ihn zu. Dann verhielt sie plötzlich in der Bewegung, als entsinne sie sich, daß sie ja nicht so war, wie ihr ursprüngliches Erscheinungsbild. »Ich habe dich sofort wiedererkannt, Björn… Du hast vor mir nichts zu befürchten. Nicht alle, die so geworden sind, erfüllen Sequus Willen perfekt. Ich habe mit Mike gesprochen. Auch er hat mich wiedererkannt. Und da sind noch einige andere, die erst vor kurzer Zeit hinter den Dimensionsvorhang geraten sind und sich verändert haben. Die meisten sind in ihrem Herzen die gleichen geblieben. Auch wenn ihr Äußeres sich verändert hat. Es gibt viele Formen, wie Materie und Energie sich äußern können. Doch dieses Erscheinungsbild ist für Sequus das günstigste. So hat er sich seine Wächter vorgestellt – und sie hat er sie geschaffen.«

»Wie hat Sequus dies vollbracht? Woher weißt du das alles, Susan? Und wie kann ich dir helfen?«

»Jeder Quadratzentimeter Boden ist die Schöpfung Sequus. Seine magische Kraft, sein Gesicht, ist zu Materie geworden. Nicht bei jedem ist die Verwandlung voll durchgeschlagen. Doch das stört ihn nicht. Denn seine Stunde ist nahe. Und deshalb bin ich gekommen, um dich

zu warnen. – Du hast mir das Leben gerettet…«

»Doch was für einen Sinn hatte es? Es hat nur das verzögert, was schließlich doch eingetreten ist. Ich konnte nichts mehr für dich tun, Susan. Es tut mir so leid!«

»Du hast getan, was du konntest. Mehr, als manch anderer bereit ist, in einer solchen Situation einzusetzen. Du hast für mich dein Leben gewagt. Das werde ich dir nicht vergessen. Und all das, was ich dir jetzt sage, geschieht vielleicht mit einem kleinen Hintergedanken, Björn. Wenn es dir gelingt, lebend diesen Ort zu verlassen, dann haben wir alle Hoffnung, doch noch mal zurückkehren zu können, noch mal so zu werden, wie wir gewesen sind… Durch den Kontakt mit meinem Freund und den anderen, die das gleiche Schicksal erlitten haben, konnte ich manches in Erfahrung bringen. Sequus triumphiert. Er hat die Tore zu den Kenntnissen, die er in Jahrtausenden sammeln konnte, weit geöffnet. Er kann nur glücklich sein, wenn er triumphiert.

Sequus kam einst hierher. Als Einsamer. Denn vor mehr als einer Million Jahren – so alt ist er schon – konnte ihm sein eigenes Volk nicht nachfolgen. Die Lebensdauer der ›gewöhnlichen‹ Ursen ist wie bei den Menschen begrenzt. Da ließ er sich mit den Mächten der Finsternis ein und praktizierte die schwarze Magie. Er gewann Rha-Ta-N'mys Vertrauen und mußte beweisen, daß er ihres Vertrauens würdig war.

Rha-Ta-N'my zeigte ihm Kh'or Shan. Dies war eine trostlose, leere und öde Welt, ein Kontinent am Anfang seiner Entwicklung. Feuer war als Energie vorhanden. Energie ist der Urstoff des Lebens. Und Sequus lernte im Lauf seiner langen Entwicklung mit Hilfe dieser Energie phantastische Visionen zu schaffen.

Dieser Teil Kh'or Shans, in den wir geraten sind, ist eine Art Traum- und Geistwelt. Wie jedes Lebewesen so machte auch Sequus unterschiedliche Stadien seiner Entwicklung durch. Er ist ein ›Normalgeborener‹. Das heißt – ein intelligentes Geschöpf, das sich frei entscheiden kann zwischen Gut und Böse, das nicht auf Shab-Sodd und Rha-Ta-N'my zurückgeht.

Und eben deshalb, weil seine Seele Gut und Böse beherbergt und er den freien Willen besaß, entschied er sich für die Kräfte, die man eigentlich meiden sollte. Aber er war zu jung, zu unerfahren, um zu begreifen, worauf er sich einließ. Er war glücklich mit seinen Gedanken, die er in Materie umsetzen konnte. Und so schuf er eine Zeitlang die leeren Tempel und Hallen. Sie sind Schöpfungen seines Geistes aus einer Zeit, als er gewissermaßen eine ›gute‹ Zeit erlebte.

Auch die Krater in der ersten Halle, die wir passierten, gehen auf ihn zurück. Sequus experimentierte mit seinem Geist und der ganzen Kraft seiner Seele. Nach menschlichem Zeitbegriff ist es weniger als ein Jahrhundert her, seit er damit begann, gewissermaßen sogenannte

Menschenfallen zu errichten. Damit wollte er seiner Einsamkeit entfliehen. Vor langer Zeit schon schuf er durch die feurigen Energien dieses Landes Geschöpfe, die er benutzte wie Puppen.

Er hatte damals gegen die geistigen Feuergeschöpfe Sequus gekämpft. Und sie besiegt. Erst in neuerer Zeit waren Menschen aus Fleisch und Blut zu Feuermonstern auf Kh’or Shan geworden.

Sequus erlebte böse und gute Zeiten.

Je nach Lust und Laune schuf er sich selbst hier die Hölle – und das Paradies. Der ›Tempel der Glückseligkeit‹, wie Loana-Carminia einen Teil des Palastes bezeichnete, ging auf eine Zeit zurück, in der Sequus in voller Harmonie mit sich und der Welt den Wunschbildern in seiner Seele freien Lauf ließ.

Wann der Zeitpunkt seines Entschlusses, sich endgültig und für alle Zeiten Rha-Ta-N’my anzuschließen, gekommen war, das wußte niemand in dieser Sekunde zu sagen. Sequus hatte sich lange Zeit einsam gefühlt. Er vermißte sein Volk.

Die Sehnsucht wurde so groß, daß er begann, nach seiner Erinnerung schließlich auch jene nachzubilden, die ihm Untertanen und Freunde waren. Doch er konnte sie nicht beleben. Er schuf sie als Bilder und als Reliefs in Stein«, fuhr Susan Andrews fort. »Und Rha-Ta-N’my gab ihm das Versprechen, daß er die Angehörigen, die er in Stein geschaffen hatte – eines Tages hier, in diesem Teil Kh’or Shans, lebend und atmend begrüßen könne. Und dieser Zeitpunkt ist gekommen. Das erste Siegel ist erbrochen – der erste Reiter der Apokalypta unterwegs…«

Das waren die gleichen Bemerkungen, die Carminia Brado auch schon machte. Doch er hatte keine Gelegenheit gefunden, sich wegen dieses Reiters näher zu erkundigen.

Das tat er jetzt. »Was weißt du von ihm, Susan?«

»Nur das eine, daß Sequus von dieser Sekunde an die Macht haben wird, auf die er seit einer Million Jahre wartet. Hier auf Kh’or Shan, in diesen Hallen, wird sein Hauptquartier sein. Von hier aus wird er seine Raub- und Vernichtungszüge in die ganze Welt antreten. Er braucht dann nicht mehr die Wächter und Puppen, die er aus Feuer schuf. Das alles weiß ich von jenen, die seit längerer Zeit hier sind und die Vergangenheit in den ›gefangenen Bildern‹ miterleben konnten…«

Auf Anhieb wußte Björn Hellmark, was Susan Andrews mit den ›gefangenen Bildern‹ meinte. Alle Ereignisse, die sich von jener Stunde an, seit dem Sequus sich auf Kh’or Shan befand, abgespielt hatten, waren gespeichert. Und Sequus Geist konnte sie jederzeit wieder lebendig werden lassen. Wer durch Zufall oder bewußt Kh’or Shan ansteuerte, wurde Gefangener dieser Menschenfalle. Das Paar in der Bucht, das Hellmark entdeckte, als er mit seinem Doppelkörper Kh’or Shan betrat, um sich zu informieren, ging vor langer Zeit mitsamt der

ganzen Besatzung der BLUE STAR verloren, deren Schicksal nie geklärt wurde. Wie ein Film ließen sich die ›gefangenen Bilder‹ jederzeit erneut abspielen, so daß Außenstehende getäuscht oder geängstigt wurden.

»Sequus fürchtet dich, Björn«, sagte Susan Andrews. »Das ist die Hoffnung, die alle haben, welche zwar verwandelt, aber nicht in ihrem Denken umfunktioniert wurden. – Ich könnte dich umarmen. Aus Freude, Dankbarkeit und Hoffnung… doch es würde dir Verderben bringen. Ohne, daß ich es will, würdest auch du zu dem werden, was ich nun darstelle. Sequus magisch-energetisches Feuer springt auf jeden über. Außerdem…«

Was sie ihren Ausführungen noch hinzufügen wollte, blieb für immer ein Rätsel.

Ein dumpfes Grollen ließ sie beide zusammenfahren. Das Geräusch lief unter ihren Füßen entlang, die Wände hoch und durch die Gewölbedecken. Die Säulen und Standbilder vibrierten.

Risse zeigten sich in den Wänden, in der Decke und im Boden, auf dem sie standen.

»Sequus Stunde!« kam es wie ein Aufschrei aus den flammenden Lippen. »Alles, was er geschaffen hat in Stunden der Nachdenklichkeit, der Ratlosigkeit, der Freude, der Trauer, der Liebe und des Hasses – es wird sich verändern. Es wird alles zu einem werden…«

Als Hellmark diese Worte hörte, war es ihm, als ob die letzten Bilder der Vergangenheit, die er bisher noch verschwommen wahrnahm, in strahlendem Licht zu leuchten begännen.

Er erinnerte sich der kurzen Vision, die er vorhin im ›Tempel der Glückseligkeit‹ gehabt hatte. Im Augenblick, als er an Carminias Rettung und Tod dachte, die er seinerzeit als Loana über alles liebte, und deren Liebe wie die seine die Zeiten überdauert hatte.

Diese Zuneigung schlug eine Brücke in die Vergangenheit und die Zukunft, denn die Erkenntnis, daß sie sich schon mal hier die Treue geschworen haben und gemeinsam etwas Großes vollbringen würden, war nun neu geweckt worden.

Die steinernen Reliefs an den riesigen Wänden oberhalb der regenbogenförmigen Kristalle waren keine Vision, sondern Wirklichkeit gewesen.

Sequus hatte sie getäuscht!

Was er – Björn – einen Moment lang gesehen hatte, war nichts anderes gewesen als sein eigenes Wissen um die Dinge von damals. Er hatte den Ursenkönig in Stein gebannt. Der Fluch seinerzeit hatte gelautet: »Wenn du wieder deinen Fuß in jenen Tempel setzen wirst, wird Sequus nicht mehr Stein sein…«

»Pepe… Carminia!« entfuhr es dem blonden Deutschen. »Ich muß ihm helfen, ehe der König der Ursen und sein unheilbringendes Volk

sie vernichtet!«

»Lauf, Björn! Lauf, so schnell du kannst! Du hast es erkannt – und das ist gut so. So wirst du auch uns noch helfen können…«

Die letzten Worte der Feuergestalt Susan Andrews klangen voller Begeisterung und waren voller Hoffnung.

Doch dies war nicht die Wahrheit… In Wirklichkeit erfüllte Susan Andrews tiefe Trauer. Sie wußte, daß es für sie keine Erlösung mehr geben würde. Sie hatte sich mehr Freiheit herausgenommen, als es ihr normalerweise vergönnt war.

Sie hätte nicht von dem Reiter sprechen dürfen, vor dem sie Björn Hellmark warnen wollte.

Der Boden unter ihren Füßen schüttelte sich wie ein Ungetüm, das aus tiefem Schlaf erwachte. Die steinernen Platten rissen auf, heiße Dämpfe stiegen wie Fontänen empor.

Der Palast veränderte sein Aussehen. Die glatten Wände wurden rauh und rissig, der goldene Belag verdampfte, als wäre er nie vorhanden gewesen.

Die Standbilder und prunkvoll verzierten Säulen wirkten stumpf, alt und morsch. Sequus Geist schien in diesem Augenblick all die Schönheit, die er in Stunden des Träumens und des Glückes geschaffen hatte, einfach wegzunehmen.

Hellmark rannte, übersprang Risse und Spalten und jagte hinaus aus dem Thronsaal, Richtung Korridor, zu der Gigantenblüte, deren Blätter schwungvolle Treppen darstellten.

Alles schien sich in Auflösung zu befinden.

Die Wände wirkten verwaschen, als würden sie sich langsam in riesige Schlammberge verwandeln. Der Boden bebte und zitterte, die ganze Umgebung wackelte, und es sah so aus, als ob das riesige Innere des Schädeltempels einstürze.

Mehrere Stufen auf einmal nehmend, jagte er nach oben. Die schönen, glänzenden Farben der Treppen waren verschwunden. Alles war grau in grau.

Dann folgte der Korridor. Die Säulen schwabbelten wie Gebilde aus Pudding.

Die Standbilder! Sie veränderten ihre Form. Die Figuren schmolzen ineinander. Die Gesichter verliefen wie flüssiges Wachs. Sequus Geist arbeitet ununterbrochen, und es schien, als würde all das, was er im Lauf von Jahrtausenden mit Geist erfüllt hatte – nun in diesen Sekunden wieder vergehen. Er raubte seinen Geschöpfen die Substanz.

Björn warf sich nach vorn. Er berührte den mittleren der blaßgewordenen Diamanten und mußte daran denken, daß er unten im Palast nahe an den in die Thronstufen eingelassenen Augen des Schwarzen Manja gewesen war, ohne für sich in dieser Sekunde, da alles drunter und drüber ging, auch nur einen einzigen zu erobern.

Es kam ihm unendlich langsam vor, bis der Spalt sich zwischen Gewand und Bein des Standbildes so weit geöffnet hatte, daß er hineinschlüpfen konnte. Er wartete gar nicht die maximale Breite ab. Sobald er konnte, zwängte er sich hinein.

Dann lief er durch den Stollen. Es rumpelte und grollte, als ob sich mehrere Gewitter gleichzeitig entladen würden.

Die ganze Umgebung wirkte unheimlich. Die ihn bedrohende Prophezeiung von damals wurde wahr.

Er erreichte das Ende der Treppe, die steil und gewunden in die Tiefe führte. Wie von Sinnen raste er nach unten.

Es donnerte, sprudelte und klatschte, als ob ungeheure, unvorstellbare Wassermassen in die tiefer gelegenen Räume einbrächen.

Nur die Hälfte der Treppe nach unten laufend, sah er panikerfüllt, was sich in der Zwischenzeit seiner Abwesenheit zugetragen hatte.

Vom ›Tempel der Glückseligkeit‹ war nichts mehr wiederzufinden.

Der Altar war verschwunden, die wunderbaren prunkvollen Säulen, die romantischen Winkel und Ecken, die Schönheit der Ausschmückung, wie ein Künstler sie nur in einer Sternstunde hatte schaffen können, existierten nicht mehr.

Die Wände rundum wurden zu Wasser, das krachend und donnernd in sich zusammenstürzte. Und mit dem Wasser wurden Hunderte von Ursen hereingeschwemmt, als würden sie aus der sich verflüssigenden Wand herausgespült. Die steinernen Reliefs und Bilder, die Sequus in endlosen Stunden der Einsamkeit sich ausgedacht hatte, wurden lebendig!

Der Ursen Wahn erwachte.

Tausende von Ursen tauchten auf in dem sich bildenden, sprudelnden See. Und von heftigen, schäumenden Wellen fortgespült – Carminia und Pepe!

Der ehemalige, in seiner Schönheit unbeschreibliche Altar, zu dem viele gekommen waren, um ihren Namen zu verewigen und Stunden ungetrübten Glücks zu erleben, ragte nur noch zur Hälfte aus dem brodelnden, dunklen Wasser und hatte sich verändert.

Er war jetzt ein riesiger Thron, auf dem eine nicht minder riesige Gestalt saß.

Der gewaltige Raum rund um diesen Gigantenthron wurde von mehreren Säulen flankiert, die eine gewölbeartige Decke trugen. Auf dem Thron, der die Form eines unbeschreiblichen, versteinerten und schaurig anzusehenden Fisches darstellte, saß Sequus. Der Thron wurde flankiert von steinernen, ausgebreiteten Schwingen. Und der König der Ursen hatte die gleichen Schwingen, leicht an seinen Körper angelegt, als würde er Luft schöpfen, um sich im nächsten Moment wie ein riesiger Raubvogel zu erheben und über die Wasser

davonflattern.

Sequus trug ein langes, wallendes Gewand und einen Speer in der Hand.

Seine Arme, mit den Schwingen verwachsen, waren muskulös und schuppig-grün.

Auf eine Weise glich dieser fischgesichtige Herrscher dem Oceanus, der zu Björn Hellmarks Freund geworden war.

Das alles bekam Björn nur am Rand mit. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Carminia und Pepe, die sich in höchster Gefahr befanden.

Die beiden kämpften verzweifelt gegen die gewaltigen Wellen und gegen die Vielzahl der Feinde, die, ebenfalls mit Speeren bewaffnet, das Wasser durchpflügten und ihnen folgten.

Carminia und Pepe versuchten in Todesangst die Ausläufer der schmalen Treppe zu erreichen, die ebenfalls unter Hellmark langsam flüssig zu werden begann.

Für Menschen aus Fleisch und Blut wurde ein Alptraum in einem phantastischen Dämonenland grausame Wirklichkeit…

*

Auf der anderen Seite dieser Welt, Tausende von Seemeilen von dem winzigen Eiland Kh'or Shan entfernt, das in der dritten Dimension aussah wie eine nur wenige Quadratkilometer große, vulkanische Insel, die vor wenigen Tagen aus dem Meer aufgestiegen war…

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, wußte nichts vom Schicksal, das in diesem Augenblick seinem engsten Freund und dessen Begleitern das Äußerste abverlangte.

Er hatte selbst mit sich zu tun, um die Gefahr zu bannen, in der er sich noch immer befand.

Dieses Becken hier galt offensichtlich dem einen Zweck, unliebsames Treibgut und Unrat inner- und außerhalb des Ursen-Unterseeboots aufzunehmen.

Mehrere, schräg nach oben führende Schächte in den Wänden ließen diesen Schluß einwandfrei zu.

Von dort rutschten Abfälle – bestehend aus abgenagten Fischgräten, stinkende Seetang, selbst unbrauchbar gewordene Maschinenteile, ein abgeknickter Speer – in das Becken, wo sie in das aufgewühlte Wasser klatschten.

Bis jetzt wies alles darauf hin, daß die Ursen offensichtlich keine Kontrolle darüber hatten, was sie während der letzten Minuten mit dem gewaltigen Sog alles in dieses Becken beförderten.

Rani Mahay klammerte sich an die dicke, ausgefranste Plattform

der Kuppel, die vor ihm auf den Wellen schaukelte.

Sie war so groß wie ein Einfamilienhaus.

Mehrere bizarre Löcher waren darin auszumachen. Die Ränder waren aufgeschmolzen, als hätte hier eine ungeheure Hitzeentwicklung stattgefunden.

Rani war verwirrt. Er konnte sich auf all das keinen Reim machen.

Es gab Ursen, die waren nur mit Pfeil und Bogen und Speeren bewaffnet.

Es gab andere, die über eine Technik verfügten, welche ihn staunen ließ.

Zwischen beiden lagen Welten- und Zeiträume. Die einen schienen in ihrer Entwicklung sehr weit zurück zu sein, die anderen hatten inzwischen Jahrtausende überbrückt.

Eine Ahnung stieg in ihm auf.

Die anderen, mit denen sie es bisher zu tun hatten und die auf geflügelten Haien in blutigem Dunst des Meeres im Blick des Mediums Camilla Davies damals aufstiegen, gehörten einer weitaus ferneren Generation an, als jene, die jetzt Eingang in diese Welt fanden.

Die Ursen von damals erhielten Verstärkung durch Volksstämme aus neuerer Zeit.

Nur dies war eine logische Erklärung. Und zwischen beiden Stämmen lag eine Entwicklung von Jahrtausenden.

Auch der Mensch hatte sich entwickelt, wie weit war der Weg vom Steinbeil bis zur Laserkanone, die heute in moderne Panzer eingebaut wurde.

Trotz dieser Überlegung war Mahay mit seiner gedanklichen Erklärung nicht ganz zufrieden. Die Tatsache, daß Ursen von damals und heute sich miteinander verbanden, um den Sturm über die Meere dieser Welt anzutreten, behagte ihm nicht so recht. Entweder wurden diese Wesen – wie Mogk Duul der Oceanus und Sequus, der König der Ursen – uralt, oder bei jenen, die einst Eingang hierher in die Weltmeere fanden, hatte es keine Weiterentwicklung gegeben.

Dies war nur eine Frage von vielen, die ihn beschäftigten.

Er starrte in das Loch, das so groß war wie ein Toreingang. Er zog sich daran empor. Der kräftige Boden der zerstörten und in Schutt gelegten Kuppelstadt schwankte unter ihm, tauchte jedoch nicht in das aufgewühlte Wasser ein.

Rani Mahay kniete auf dem Vorsprung und starrte in den grünlichen Dunst, der sich auf die zu dickem Staub gewordenen Türme, Minarette, Pyramiden und bizarren Gebäude niedersenkte.

Das Wasser neben ihm bewegte sich. Conchita Funchal tauchte auf und klammerte sich ebenfalls an dem Vorsprung der Plattform fest. Die junge Spanierin lächelte erschöpft. Auch Capitano Montez gesellte sich nun hierher. Unwillkürlich zog es sie in die Nähe der Kuppel, die

von allem, was hier im Auffangbecken des Müllschluckers zu finden war, besonders interessant und augenfällig war.

»Wo kommt es her und was hat es zu bedeuten?« Montez' Stimme klang schwach.

»Ich würde es Ihnen gern erklären, Capitano. Wie so vieles andere – was ich selbst nicht verstehe. Wir müssen es einfach als gegeben hinnehmen. Im Moment bleibt uns nichts anderes übrig.«

So gut es Mahay möglich war, erklärte er den beiden, die mit ihm überlebt hatten, in welche Situation sie geraten waren.

Wortlos hörten sie ihm zu. Man sah ihnen an, wie es hinter ihren Stirnen zu arbeiten begann. Da gab es unzählige Fragen. Aber nicht einer von ihnen stellte eine.

»Wir leben«, entrann es Conchita Funchals bleichen Lippen. »Aber was soll nun werden?«

»Vielleicht sind wir nicht die einzigen, die überlebt haben«, entgegnete Rani Mahay.

»Wie meinen Sie das, Senor?« Montez' Augen verengten sich zu einem schmalen Spalt.

Der Inder deutete in die nur noch zu ahnenden Gassen und Straßen, die sich zwischen den Minaretts und Türmen befunden hatten. »Nicht nur wir wurden bekämpft, sondern auch sie. In dem Augenblick, als die Übergabe erfolgen sollte, tauchten diese Städte auf. Und Städte haben es so an sich, daß sie bewohnt sind. Daß sie fliegen, ist eine Seltenheit. Aber es wird seine Bedeutung haben…«

»Wer immer sie auch sein mögen und woher sie auch kommen – sie scheinen mehr über diese fischgesichtigen Feinde zu wissen als wir«, fuhr Rani unbeirrt fort. »Die Verzweiflung, mit der sich die Ursenflugschiffe auf die auftauchenden Kuppelstädte stürzten, läßt nur den einen Schluß zu: Man fürchtet diesen Feind. Das wiederum bedeutet, daß er nicht so ganz ohnmächtig ist, wie wir es erleben konnten. Das Geheimnis der fliegenden Kuppelstädte kann bedeutungsvoll für uns sein. Ein starker Verbündeter im Kampf gegen die, die den Sturm wollen, kann uns nur recht sein.«

Rani Mahay kroch einige Meter tief in die mit dickem Staub belegten Straßen. Die mehlfeine Materie wurde wieder aufgewirbelt, stieg in Augen und Nase und reizte ihn zum Husten und Zwinkern.

Er erreichte einen Turm, der noch etwa ein Drittel seiner ursprünglichen Größe besaß.

Mehrere kleine Öffnungen – etwa dreißig Zentimeter im Durchmesser – waren in unregelmäßiger Anordnung darin zu finden.

Ganz unten gab es einen torähnlichen Durchlaß, der auf einem Wulst begann und sich schneckenförmig in den Turm hineindrehte.

Flache, schmale Treppen wiesen darauf hin, daß hier irgendwann mal irgendwer gelaufen war.

Mit den bloßen Händen verteilte Mahay den Staub rund um das Bauwerk, um eventuell auf Verschüttete zu stoßen.

Er stellte sich schon seelisch darauf ein. Wie würden diese Fremden, die hier lebten, wohl aussehen?

Größer als dreißig oder vierzig Zentimeter konnten sie einfach nicht sein…

Er fand einen von ihnen. Vielmehr das, was von ihm übriggeblieben war…

Die Reste eines Skeletts. Das war fahlgrün und durchsichtig wie Glas. Die Knochen waren spiralförmig gedreht und an kugelförmigen Ansätzen aufgehängt. In etwa konnte man sagen, daß das Wesen hier eine menschenähnliche Gestalt war. Abgesehen von der Größe. Es stimmte, wie Rani Mahay es sich vorgestellt hatte. Es war nicht größer als etwa dreißig Zentimeter.

Die Arme waren dünn. Deutlich waren die Glieder von sechs Fingern zu erkennen und die Knochen kleiner, stämmiger Beine. Darüber hinaus gab es an dem Kopf, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Schildkröte hatte, zwischen den Schulterblättern zwei schmale Auswüchse. Die gläsern wirkenden Knöchelchen waren hier abgeplatzt. Etwa einen Meter entfernt entdeckte der Inder im grünen Staub die zersplitterten Reste hauchdünner, zusammenfaltbarer Flügel, die diesem Wesen offenbar gewachsen waren.

Rani Mahay schüttelte den Kopf.

Capitano Montez und Conchita Funchal waren inzwischen ebenfalls in die zerstörte Kuppel gekrochen, um in der Nähe des Inders zu sein. Besonders Conchita schien Mahays Nähe geradezu zu suchen. Sie fühlte sich geborgen in der Gesellschaft dieses kräftigen Mannes mit der prächtigen Vollglatze.

»Es ist kaum vorstellbar, daß dieses kleine Geschöpf irgend etwas gegen diesen mächtigen, auch uns attackierenden Feind, ausrichten kann«, murmelte der Inder. »Und doch muß es so sein… oder die Ursen sind noch schlimmer, als man bisher vermuten konnte. Sie töten einfach um des Tötens willen. Ohne Sinn. Sie sind grausam und unberechenbar.«

Rani ließ den Blick in die Runde schweifen. Er hatte vor, noch tiefer in die geheimnisvolle Stadt einzudringen, von der mehrere Reste übriggeblieben waren, als er plötzlich etwas entdeckte.

Durch die Kuppel konnte er hinaussehen auf die steile, glatte Beckenwand. Unrat schwamm.

Es schien, als wäre diese Wand während der letzten Minuten gewachsen!

Doch der Eindruck täuschte. Es war anders. Der Wasserspiegel war im Sinken begriffen. Das ging sogar sehr schnell.

Mahay gab seinen beiden neuen Freunden das Zeichen, schnell

zum Einschlüpfloch zurückzukehren. Von dort aus sahen sie die Bescherung.

Das Wasser lief ab. Wie aus einer Badewanne, in der man den riesigen Pfropfen gezogen hatte.

Planken und Bug der ESMERALDA, zersplitterte Fässer und zerdellte Tonnen und Konservendosen, Plankton und schmierige Algen schwappten nur noch wenige Zentimeter über dem Grund des Beckens.

Ebenso die Kuppelstadt, in der sie sich befanden.

Daß das eingeflossene Wasser so schnell abfließen konnte, hing damit zusammen, daß der Untergrund porös war wie ein Schweizer Käse.

Wenn man genau hinsah, konnte man in der scheinbar glatten Metallauskleidung zahllose maschenähnliche Gebilde erkennen, in denen das Wasser versickerte.

Ein Ruck ging durch die Kuppelstadt Sie saß auf.

Die glatte Metallwand ragte nun mehr als vier Meter neben ihnen auf. Dort oben begannen der umlaufende Rand und die Schächte, aus denen nun nicht weiter Unrat und Abfälle hereintransportiert wurden.

Rani Mahay rutschte nach außen und stellte sich hin.

Auf dem Grund des Beckens kamen sie sich klein und verloren wie Ameisen vor.

Warum hatte man das Wasser abgelassen?

Im nächsten Moment beantwortete sich diese Frage von selbst.

In den äußersten Ecken des etwa fünfzig Meter langen und zwanzig Meter breiten Beckens begann es. Ein leises, gurgelndes Geräusch. Es hörte sich an, als ob Wasser zu kochen begänne. Eine milchige Flüssigkeit floß von allen Seiten gleichzeitig unter dem Beckenrand hervor. Algen und Seetang, Metallsplitter und Holz wurden im nächsten Augenblick rückstandslos vernichtet – und ein Teil dieser Flüssigkeit!

»Eine Säure!« stieß Mahay erschrocken hervor.

Die Ursen lösten in diesem Becken alles, was sie selbst an Unrat schafften oder von außen hereintrugen, um verräterische Spuren zu verwischen, mit einer ätzenden Säure auf.

Und sie selbst – als Menschen – waren ein Teil dieses Unrats geworden. Ob die Ursen nun davon wußten oder nicht, Mahay und seine Begleiter würden ebenfalls erbarmungslos ein Opfer dieser Vernichtungsanlage werden.

Sie waren rettungslos verloren…

*

Die in Feuer getauchte Susan Andrews stand minutenlang reglos da

und starrte aus flammenumloderten Augen in die sich auflösende Welt des Sequus-Geistes.

Ihre Umgebung war seltsam verschwommen und nebelhaft.

Auf dem groben Steinpflaster des ehemals so prunkvoll mit Mosaik ausgelegten Palastes vernahm sie Hufgetrappel. Ein Reiter näherte sich…

Susan Andrews wagte es nicht, sich auch nur einen einzigen Schritt von dem Thron zu entfernen. Der Reiter kam schnell näher.

Sein Pferd war schwarz. Der Umhang, den es trug, war schwarz. Der Kopf des Pferdes steckte in einer schlauchartigen, eng anliegenden Ledermaske, die nur die großen, wie Kohlen glühenden Augen des Tieres frei ließ. Das Pferd konnte das Maul nicht schließen. Die Nüstern waren hochgezogen, und zwei Reihen kräftiger, dunkelroter Zähne wirkten unheimlich und bedrohlich.

Von dem Berittenen selbst war nur die schwarze Rüstung zu sehen, die seinen Körper vollkommen umschloß. Die dunklen Lederstreifen, die die Gelenke der Rüstung darstellten, ächzten bei dem schnellen Ritt.

Der dort saß, hielt einen langen Speer in der Hand, der in der Farbe zu Pferd und Rüstung paßte.

Es ging alles blitzschnell. Das Ziel des Reiters war der Thron – war Susan Andrews!

In rasendem Galopp jagte der schwarze Reiter der Apokalypta heran, seine Rechte zuckte nur kurz nach vorn, und die Lanze durchbohrte Susan Andrews Flammenkörper.

Der Tod kam schnell…

Der lodernde Leib der Flammengestalt sackte in sich zusammen. Die Flammen bildeten plötzlich ein formloses Bündel, das rasch schrumpfte.

Nur noch ein glühender Aschenrest blieb von dem übrig, was mal Susan Andrews, die Jazzsängerin aus Honolulu, gewesen war.

Das schwarze, bedrohlich aussehende Pferd stieg grell wiehernd auf die Hinterbeine, und der Reiter mußte die Zügel mit harter Hand umfassen, um nicht vom Sattel zu rutschen.

Er umrundete mehrmals den Thron, der auf schwankendem Untergrund stand. Dann stieß die Lanze abermals zu. Die Spitze schnellte vor, auf den siegelförmigen Brillanten zu, der sich in der zweiten Stufe zu dem steinernen Thronsitz befand. Björn Hellmark hatte in ihm ein Auge des Schwarzen Manja vermutet. Es war eines der sieben Kh'or-Shan-Siegel, von denen bisher eines erbrochen war…

Der erste Reiter der Apokalypta brach das zweite Siegel auf. Wie Funken sprühte es, als die Spitze in den Stein stach und das rote Objekt unter der Wucht des Aufpralls zersplitterte.

Der Reiter in der schwarzen Rüstung verhielt in der Bewegung. Der

vom Visier umhüllte Kopf bewegte sich langsam. Die großen, runden Augenöffnungen in diesem Visier richteten sich in die Ferne, hin zum anderen Ende der gewaltigen Palasthalle. Das Schwarz in den Außenöffnungen war so dicht, daß man die Form und das Glänzen der Augen gar nicht wahrnehmen konnte.

Am anderen Ende der Palasthalle tauchte eine Gestalt auf. Sie glich dem, der hier vor dem Thron stand und das zweite Siegel auf Kh'or Shan erbrochen hatte, wie ein Ei dem anderen.

Der zweite Reiter der geheimnisumwitterten Apokalypta tauchte im wahrsten Sinn des Wortes wie aus dem Nichts auf.

Molochos war seiner Ankunft einen weiteren Schritt nähergekommen…

*

Was war zu tun?

Sie konnten nicht einfach hier stehenbleiben und abwarten, bis die Säure auch sie zerfraß. Der milchige Saft vermehrte sich rasch. Er löste alles auf, was sich ihm in den Weg stellte.

Capitano Montez und Conchita Funchal waren wie gelähmt, als sie erkannten, was sich hier abspielte.

Rani Mahay ergriff die Initiative.

»Hinauf auf die Kuppel! Los, schnell!«

Ehe Conchita es sich versah, wurde sie von Mahays kräftigen Händen gepackt und in die Höhe gehoben. Die so glatt aussehende, gläserne Oberfläche der Kuppel erwies sich erstaunlicherweise als sehr griffig, und das gereichte ihnen zum Vorteil.

Die junge Spanierin konnte allein weiterkriechen und den oberen Punkt der Kuppel erreichen. Montez folgte. Dann Mahay.

Keine Sekunde zu früh. Die Stelle, an der sie noch eben gestanden hatten, wurde von der milchigen Säure berührt. Der Boden der Kuppel, auf dem die in Schutt und Asche gelegene Stadt stand, begann sich aufzulösen…

Bisher hatten sie nur Zeit gewonnen. Nun kam es darauf an, den Vorsprung so rasch wie möglich auszubauen.

Mahay stellte sich aufrecht. »Wir müssen hinauf. Dort, über den Rand des Beckens. Nur dort sind wir sicher…«

Sicher vor der Säure… und doch noch immer Gefangene der Ursen. Eine fragwürdige Sicherheit…

Doch darüber dachten sie jetzt nicht nach.

Wieder hob Rani die Spanierin in die Höhe. Noch gut zwei Meter waren zu überwinden. Der große, kräftige Inder hob Conchita Funchal über den Rand hinaus, so daß sie bequem auf die vorderste der terrassenförmigen Abstufungen klettern konnte.

Der Untergrund, auf dem Mahay und Montez standen, war zu einem fragwürdigen Ort geworden. Die ätzende Säure löste den Kuppelboden rasch auf. Schon fraß sich die Masse in die Außenwände, machte sie weich und schwammig und schließlich flüssig.

Rani Mahay war Montez behilflich, die Beckenwand nach oben zu klettern.

Dies war inzwischen schwieriger geworden. Die Kuppel unter ihnen wurde unter der fressenden Säure immer kleiner. Und damit wuchs der Abstand zwischen Kuppeloberfläche und Beckenrand…

Der Capitano schaffte es.

Nun noch der Inder… Aus eigener Kraft war es ihm unmöglich, an der Beckenwand emporzuklettern. Montez legte sich flach auf den Boden und reichte mit seinen Armen so weit herunter, wie er konnte.

In dem Becken brodelte und dampfte es. Die ätzende Säure hatte inzwischen kaum etwas übriggelassen von den Fässern, Tonnen und Planken. Wer dort hineinfiel, von dem würde ebenfalls nichts mehr übrigbleiben.

Die Kuppel neigte sich bedrohlich zur Seite. Die eine Hälfte war stärker angefressen als die andere. Mahay rutschte ab. Er konnte Montez hilfreich entgegengestreckte Hand nicht erreichen.

Rani lag flach auf der Kuppel, die unter ihm wackelte wie ein Pudding. Wertvolle Sekunden gingen verloren.

Dann gelang es ihm, wieder auf die Beine zu kommen und sich aufrecht hinzustellen. Von der ätzenden Säure, die inzwischen das ganze Becken mehrere Zentimeter hoch ausfüllte, wurde die Kuppelstadt einer fremden Rasse fortgetrieben – immer weiter weg von dem Beckenrand, den er erklimmen mußte, um sich zu retten!

Seine Lage war fast hoffnungslos. Doch er gab nicht auf. Die Kuppel war zu weit weg von der Beckenwand, als daß er sie jetzt noch greifen konnte. Da setzte Mahay alles auf eine Karte.

Er konzentrierte sich aufs Äußerste. All seine Muskeln und Sehnen spannten sich. Dann ging es wie ein Ruck durch seinen Körper. Der Abstand zwischen der Kuppel und dem Beckenrand betrug inzwischen fast zwei Meter… und erweiterte sich ständig…

Jede Verzögerung machte den Versuch unmöglicher.

Capitano Montez und Conchita Funchal, oben in Sicherheit, begriffen, was dieser Mann riskieren wollte. Und sie stellten sich darauf ein. Conchita warf sich auf die Beine des Capitano und umklammerte sie mit allen ihr zur Verfugung stehenden Kräften.

Dann sprang Mahay. Er wußte, daß er nur diesen einen Versuch hatte. Wenn der mißlang, war alles aus…

Wie der Pfeil von der Sehne schnellte der Inder durch die Luft. Weit hielt er die Arme ausgestreckt und Montez die seinen – so weit es ging – dem Inder entgegen…

Was Mahay hier tat, war reif für einen Trapezakt im Zirkus. Ohne das schützende Netz unter ihm, wenn er mißlang…

Mahays und Monetez' Hände berührten sich. Mit harter Hand packte Rani zu. Ein Ruck ging durch den Körper des Spaniers. Einen Moment lang schien es, als ob durch die Wucht von Mahays Aufprall, der plötzlich mit seinem ganzen Gewicht an Montez Armen hing, der Capitano selbst in die Tiefe gezogen würde.

Conchita brach der Schweiß aus. Sie machte ihren Körper so schwer es ging, um den Sturz Montez mitsamt Mahay zu verhindern.

Rani selbst, der die Gefahr erkannte, tat sein Möglichstes, die Situation seiner beiden Helfer zu erleichtern.

Er stemmte sich mit den Beinen gegen die Wand. Die Rutschbewegung hörte sofort auf. Montez Gesicht war schweißüberströmt und verzerrt. Seine Muskeln begannen zu zittern. Zentimeterweise war er dem Inder behilflich, in die Höhe zu kommen. Mahay hatte Mühe, an der glatten Wand mitzuhelfen. Doch er schaffte es. Drei Minuten später lagen sie erschöpft auf der untersten der terrassenförmigen Stufen und atmeten schwer.

Ein Blick in das Becken genügte. Von der Kuppel war nicht mehr das geringste zu sehen. Sie war ein Teil der fressenden Säure geworden…

Rani Mahay schloß die Augen. Keine Sekunde später hätte er dieses Wagnis riskieren können…

Dem Becken waren sie entkommen. Was würde ihrer nun harren?

Der Inder richtete sich auf. Wortlos nickte er Conchita und Capitano Montez zu. Sein Nicken drückte den Dank aus, den er empfand für die Hilfe, die ihm von diesen beiden Personen zuteil geworden war.

Er ließ den Blick in die Runde schweifen. Weit und breit war kein Urse zu sehen. Alles, was sich hier in diesem Becken abspielte, schien automatisch zu geschehen. Das war gut so.

Darauf baute der Inder seine weiteren Pläne auf.

Er ging Conchita Funchal und dem Capitano voraus. Die breiten, terrassenförmigen Stufen waren wie Treppen, und das Becken unter ihnen wirkte wie das Oval einer Arena, das von allen Seiten her gut einzusehen war.

Aus den Abfallschächten rutschten hin und wieder einige Dinge, die in die dickflüssige Säurebrühe klatschten und dort vergingen.

»Irgendwo muß es ja auch einen Zugang geben«, murmelte der Inder.

Er täuschte sich nicht. Es gab deren sogar mehrere. Schmale Durchlässe zwischen den einzelnen Abfallschächten führten auf den Korridor dieses weiträumigen Schiffes, in dem ein monotones Summen ständig in der Luft lag und davon kündete, daß alle Apparaturen sich

in Arbeit befanden und das geheimnisvolle Unterseeboot der Ursen offenbar noch immer tiefer tauchte…

»Wir sollten dicht zusammenbleiben. Was uns hier erwartet, wissen wir alle nicht. Aber wir sollten aus der Situation, wie sie sich uns im Moment darstellt, das Beste zu machen versuchen. Eins scheint ziemlich sicher zu sein. Der Sog in dieses Abfallbecken wurde offensichtlich vollautomatisch ausgelöst. Wir sind mit dem Unrat und den verräterischen Spuren, die der Angriff der Ursen hinterlassen hat, hier hereingetragen worden. Offensichtlich weiß noch keiner unserer Gegner, daß wir uns an Bord befinden und am Leben sind. Das kann unsere Chance sein. Wir müssen mehr erfahren über dieses Schiff, über seine Besatzung, über die Möglichkeit einer eventuellen Flucht, denn daß keiner von uns hier bleiben will, darüber besteht wohl nicht der geringste Zweifel.«

Sie blieben beisammen. Dicht hintereinander passierten sie den langen, gräulichen Korridor.

Was würde sie an dessen Ende erwarten?

*

Panik erfüllte ihn.

Sollte alles sich so wiederholen wie damals vor zwanzigtausend Jahren, als er zum ersten Mal jene Frau verlor, der er ewige Treue geschworen hatte und mit der er sein Leben teilen wollte?

Alles in Björn Hellmark wehrte sich gegen eine solche Möglichkeit.

Er jagte weiter die Treppe nach unten. Das Wasser reichte ihm bis zu den Knien, dann über die Hüften. Carminia und Pepe schwammen um ihr Leben. Direkt auf ihn zu.

Dies alles, der Angriff der Ursen, die Füllung des Tempels mit den Wassermassen, das Auftauchen des unheimlichen Sequus, des Königs der Ursen, der sich der schwarzen Magie und Rha-Ta-N'my verschrieben hatte, mußte so schnell gegangen sein, daß Carminia gar nicht mehr daran denken konnte, Velenas Armreif zu benutzen.

Aber der hätte ihr in diesen Sekunden wenig genutzt. Das wilde, strudelnde Wasser forderte ihre Kräfte.

Björn warf sich nach vorn, packte Carminia und riß sie zur Seite, Richtung Treppe. Dann Pepe. Der Junge atmete schnell und erschöpft.

Er taumelte benommen durch das Wasser. Ebenso Carminia, als sie die ersten Stufen, der sich nach oben schwingenden Treppe unter ihren Füßen spürte.

Da gab es keine Zeit für Fragen, keine Möglichkeit zum Verschnaufen.

Hunderte von Ursen jagten durch das Wasser, ebenfalls auf die Treppe zu.

Zwei tauchten unmittelbar vor Hellmarks Beinen auf. Sie griffen nach ihm.

Er ließ das Schwert des Toten Gottes auf sie herabsausen. Da war der Erfolg wieder da. Sie waren dämonische Wesen. Das Schwert tötete sie.

Carminia Brado lief. Hinter ihr Pepe. Den Abschluß bildete Hellmark, um eventuell auftauchende Ursen zurückzuschlagen.

Keiner wußte später mehr zu sagen, woher sie die Kraft nahmen, dieser Belastung, die das Letzte von ihnen forderte, durchzuhalten.

Über vierhundert Stufen waren zu laufen. Eine Tortur…

Das Wasser im »Tempel der Glückseligkeit«, den Sequus, der nun laut lachend triumphierte, in einer Stunde der Harmonie und des Frohsinns geschaffen hatte, war zum Mittelpunkt des Chaos geworden.

Hellmark konnte verhindern, daß die ersten Ursen sie erreichten. Carminia und Pepe hatten damit die Möglichkeit, weiter nach oben zu steigen. Er folgte ihnen nach.

Dann endlich die letzte Stufe. Es ging durch den Stollen raus aus dem Standbild, dann durch den säulenumstandenen Korridor und wieder in das Labyrinth von Türen, Gängen und Durchlässen.

Minuten wurden ihnen zu Stunden.

Keiner sagte ein Wort. Jeder brauchte seine Kräfte, um diese Belastung zu überstehen.

Sie erreichten ein Portal. Das führte in einen großen Garten, der sich vor ihren Augen, ebenso wie alles, was an Schönheit und Harmonie in dieser Welt erinnert – verwandelte.

Und überall, aus sämtlichen Spalten, Löchern, aus Türen und Fenstern, schwappte Wasser, das sich wie eine Flut über diesen Teil von Kh'or Shan ergoß. Die Grundsubstanzen der Dinge, aus denen Sequus seine Welt geschaffen hatte, schienen Geist und Wasser gewesen zu sein…

Und nun ließ er diese Wasserwelt, aus der er selbst gekommen war, wiedererstehen.

Björn Hellmark, Carminia Brado und Pepe taumelten schließlich mehr, als sie noch gingen, über zerbröckelte Mauern hinweg, fort von diesem Ort des Schreckens, wo die Flutwellen sie zu zerschmettern drohten.

Jenseits des Schädeltempels stieg das Land sanft an. Der ganze Bezirk, in dem die Tempel- und Palastanlagen und die Feuerbestien existierten, war in eine Mulde gebaut, die nun zu einem riesigen See wurde.

Hellmarks Ziel war das Land jenseits dieses Tals.

Carminia stolperte mehr als einmal. Björn riß sie immer wieder in die Höhe. Pepes Ausdauer war bewunderungswürdig.

Waren Minuten, Stunden oder Tage vergangen, als sie endlich das

Ende der Mulde erreichten, ohne von den Ursen noch mal angegriffen und von den Wassern mitgerissen worden zu sein?

Keiner wußte es zu sagen. Sie liefen zu dem hügelförmigen Vorsprung in der Hoffnung, hier von den Wassern nicht mehr erreicht zu werden.

Jenseits des Tals ging die Welt aus dem felsigen Untergrund in eine hügelige Steppe über, in der es vereinzelt Bäume, Sträucher, Büsche und hohe, farnähnliche Gräser gab.

Hellmark warf einen Blick zurück.

Von den Kratern und bizarren Bergen, von dem Schädel, der sowohl in der Tiefe der Erde, als auch einen Teil der Oberfläche eingenommen hatte, war nichts mehr zu sehen.

Innerhalb kürzester Zeit waren gewaltige Wassermassen von allen Seiten eingeströmt und flossen noch immer zusammen, um hier einen Binnensee zu schaffen, der sich weit bis zum Horizont verlor.

Sie mußten dem Schicksal dankbar sein, daß sie nur einen Teil dieses Tals durchquert hatten. Wären sie von weiter hinter gekommen, hätten sie es nicht geschafft. Ihre Leichen würden nun von den Wellen an Land gespült, oder sie wären Opfer der Ursen geworden…

Die hohen Gräser und dichtstehenden Büsche auf dem aufwärtsstrebenden Hügel wurden ihnen zum Schutz.

Doch so nahe an diesem See verhielten sie nicht, obwohl sie erschöpft waren und kaum noch gehen konnten.

Ihre Glieder waren schwer wie Blei.

Sie liefen hinein in das Dickicht, das dschungelartig wurde, und dann fiel Pepe zuerst zusammen. Zwei Schritte weiter verließen Carminia Brado die Kräfte.

Noch hielt sich Björn auf den Beinen. Er schaffte es, den schwarzgelockten Knaben und die geliebte Frau auf die Seite, hinter den mächtigen Stamm eines bizarren Baums zu zerren, dessen Blätter bis knapp über den Boden reichten und hinter dessen Blätterdach sich ein großer Hohlraum befand. Der bot ihnen ein natürliches, ausgezeichnetes Versteck.

Schweratmend ließ sich Hellmark neben den beiden Erschöpften nieder.

Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stamm und blickte durch die Ritzen im Blattwerk in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Minutenlang starrte er auf einen imaginären Punkt und wartete auf das Auftauchen der sie verfolgenden Ursen.

Aber die kamen nicht. Hatten sie es aufgegeben?

Er glaubte es nicht. Wahrscheinlich war dies nur eine Galgenfrist, weil die Ursen mit irgendwelchen anderen Dingen beim Entstehen ihrer Welt hier im Tal beschäftigt waren…

Sequus, der vor zwanzigtausend Jahren seinem Gegner Kaphoon

den Tod geschworen hatte, würde diese Drohung in die Tat umsetzen.

Hellmark kämpfte gegen die Müdigkeit an. Die Augen fielen ihm zu. Was er in den letzten Stunden durchgemacht hatte, war mehr, als sein Organismus verkraften konnte.

Sekundenlang sackte er weg. Immer wieder fuhr er erschreckt hoch und erkannte, daß alles noch beim alten war.

Dann schlief er ein. Er konnte sich nicht dagegen wehren.

Dämmerung senkte sich über das Land.

Hellmark, Carminia Brado und Pepe lagen wie tot unter dem schützenden Blätterdach und merkten die Veränderung rundum nicht.

Es entging ihnen auch, daß sich das Blattwerk unweit von ihnen teilte und zwei Gestalten auftauchten, die offensichtlich nach ihnen suchten.

Es waren zwei Personen, in schwarzeRüstungen gekleidet.

Die beiden Todesreiter der geheimnisumwitterten Apokalypta…

ENDE